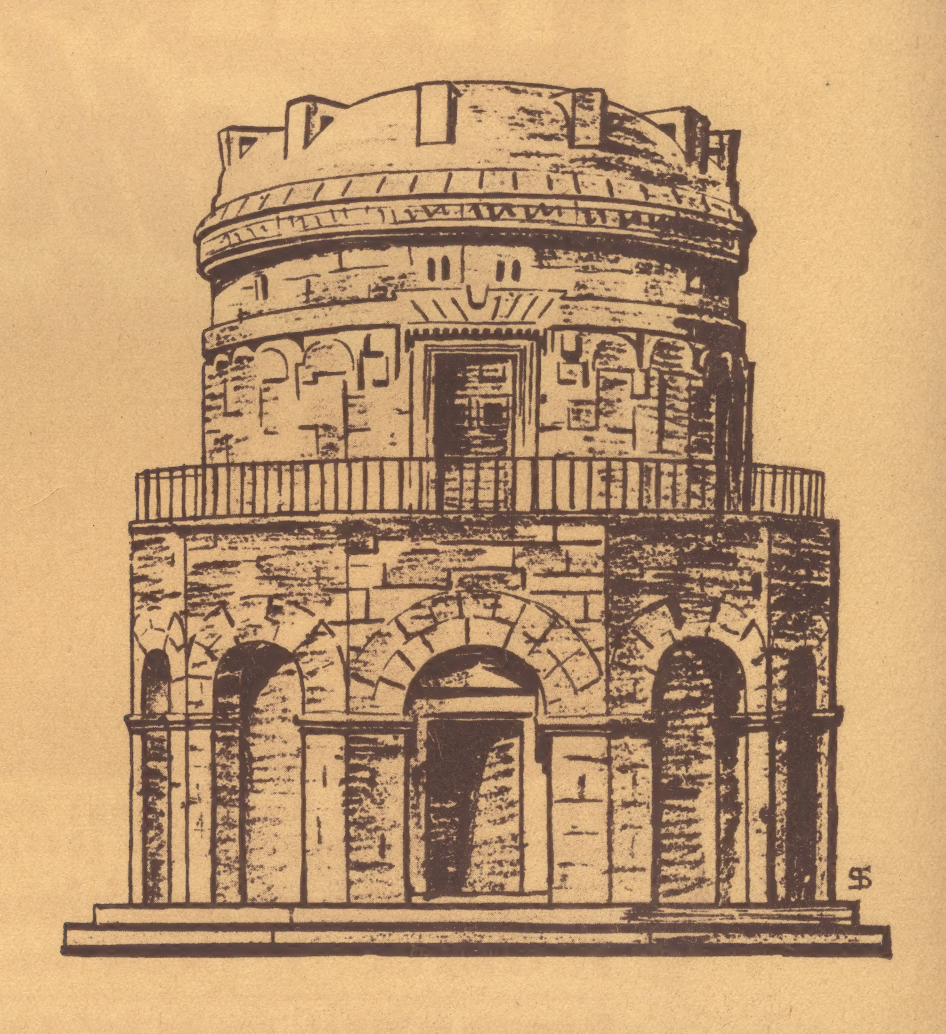
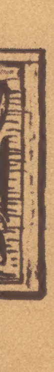

BERLIN, JULI 1936 · III. JAHRGANG 7. FOLGE

PREIS 15 RPF.

DER SCHULUNGSBRIEF





DER REICHSORGANISATIONSLEITER DER NSDAP,
HAUPTSCHULUNGSAMT UND SCHULUNGSAMT DER DAF.

WOLFGANG DIEWERGE

DER FALL Gustloff

VORGESCHICHTE UND HINTERGRÜNDE DER BLUTTAT VON DAVOS

Schonungslose Aufklärung! Das ist der Kern dieser neuen Schrift des verdienten Kenners **jüdischer** Hetzmethoden.

Soeben erschienen!

Preis RM. 1,20 / In allen Buchhandlungen zu haben!

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G. m. b. H., München-Berlin



BERLIN, JULI 1936 · III. JAHRG. · 7. FOLGE

Der Schulungsbrief

Hauptschulungsamt der NSDAP. und der DAF.

Aus dem Inhalt:

Ferdinand Vergin: Graf Gobineau

Ein Vorkämpfer des Rassegedankens . . . . Seite 242

Dr. A. Thoß:

Der Reichsgründer . . . . Seite 245

Rudolf Ströbel:

Germanische Leibesübung und die Olympiade . . . . Seite 247

Prof. Dr. Schultze-Naumburg, MdR.:

Deutsche Kunst im Mittelalter, II. Teil . . . . Seite 253

Reichsamtsleiter G. Rühle:

Das Ringen gegen die Bolschewisierung des geistigen Lebens . Seite 273

Fragekasten . . . . Seite 278

Das deutsche Buch . . . . Seite 278

Ferdinand Vergin: J. A. Graf v. Gobineau.

Ein Vorkämpfer des Rassegedankens

Vor nunmehr 120 Jahren wurde am 14. Juli zu Ville d'Avray bei Paris ein Mann geboren, der eine seltene Tatkraft in der Verfolgung der Frage nach dem Grund und Ursprung der Verschiedenartigkeit der Menschen entfaltet hat: Joseph Arthur Graf von Gobineau. Während seines ganzen Lebens beschäftigte ihn dieses Problem.

Dieser Mann, immer von dem Wunsch beseelt, auch seine germanische Herkunft unter Beweis zu stellen, hatte einen Bildungsgang, der nicht nach der Schablone der Staatsprüfungen geregelt war, daher er denn auch keinen einzigen akademischen Grad besaß. Früh begann Gobineau mit dem Studium der Welt des Orients unter Benutzung der reichen Hilfsmittel, welche ihm die französische Hauptstadt zu bieten vermochte. Seine Teilnahme für den Orient, die persische und die alte heilige Sprache der Hindu (Sanskrit) war eine so lebhafte, daß er 1833 vom Vater die Einwilligung erlangte, auf die vorgesehene militärische Laufbahn zu verzichten.

Gobineaus beachtenswerter Leitsatz lautete: Die Gleichheit der Menschen ist ein Traum, die Menschen sind von Natur ungleich! 14 Jahre der frischesten Arbeitskraft widmete der junge Gelehrte nun einzig und allein diesem Gedanken.

Erst nach der Vollendung der Studien zu seinem Hauptwerk trat er im Juni 1849 in den diplomatischen Dienst, dem er 30 Jahre seines Lebens widmen sollte. Von nun ab war Gobineau fast immer in der Fremde, und man hat daher in ihm damals nur den Diplomaten gesehen. Sein Dienst als Gesandter in Teheran, Athen, Rio de Janeiro und Stockholm ließ ihm aber auch reichlich Muße für seine rassenkundlichen Arbeiten und weitausholenden Forschungen.

In den Jahren 1853—1855 erschien sein Hauptwerk in vier stattlichen Bänden unter dem Titel „Essai sur l'inégalité des races humaines" in Paris. Den ersten, die Hälfte des Werkes umfassenden Teil widmete der Verfasser als „die Frucht langwieriger, oft unterbrochener und immer wieder aufgenommener Betrachtungen und Lieblingsstudien" dem letzten König von Hannover, Georg V. Nach dem Erscheinen dieses bedeutsamen Werkes, in dem der Verfasser die bisher noch unerkannte rassische Grundlage der Geschichte aufgedeckt zu haben überzeugt ist, schrieb ihm sein befreundeter Chef, Drouyn de Lhus: „Ein wissenschaftliches Werk von solcher Bedeutung wird Ihnen für Ihre Laufbahn nicht nützlich sein, es kann Ihnen im Gegenteil viele Feinde machen ..."

In derselben Richtung führten weiter die Werke „Histoire des Perses" (zwei Bände, 1869) und „Histoire d'Ottar Jarl" (1879). Die „Rassenkunde Frankreichs" blieb unvollendet. Wenn auch ein weiteres Werk von der Pariser Akademie preisgekrönt wurde, so blieb sein Rassenbuch in Frankreich ziemlich unbeachtet. Es erregte wohl beim Erscheinen das Aufsehen der Kritik, wurde aber bald vergessen oder totgeschwiegen. Man bezeichnete Gobineau in Frankreich als den „französischen Germanen", verzichtete auf die von ihm dargebotenen Schätze und wies ihn endgültig uns Deutschen zu. Bei uns wurde er einer der Vorläufer der modernen Rassetheorien. H. St. Chamberlains Werk über „Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" (1899) wäre ohne Gobineau fast undenkbar gewesen. Außer auf Chamberlain hat Gobineau auch auf Wagner und besonders stark auf Nietzsche

eingewirkt. Daß Gobineau erst nach dem Tode Berühmtheit erlangte — als Dichter hatte er mit seinem Werk „La Renaissance. Scènes historiques" (1877) bereits zu Lebzeiten Ruhm erworben —, hat ihn nicht unglücklich gemacht, denn den lauten Erfolg hat er nie gesucht; einige Beziehungen zu hervorragenden und namentlich deutschen Vertretern der Wissenschaft befriedigten ihn vollauf. Auf allen Seiten des Rassenbuches trifft man Namen deutscher Forscher: die beiden Humboldt, Lassen, Pott, Carus, Gesenius, Ewald, v. Martius, Lepsius, Grimm, Savigny, Mommsen u. a. Wenige Jahre vor dem Tode (am 13. Oktober 1882, genau vier Monate vor dem Ableben Wagners) legte eine Begegnung mit Richard Wagner in Venedig den Grund zu einem freundschaftlichen Verhältnis zwischen den beiden großen Männern. Wagner wiederum gewann Prof. Ludwig Schemann in Freiburg i. B. für die Sache Gobineaus.

Schemann schrieb hierüber: „Richard Wagner ist der erste gewesen, der mir, und zwar im Ton überströmender Begeisterung, von Gobineau gesprochen hat. Er ahnte damals nicht, was mir dieser große Tote einst werden sollte; sein Herzenswunsch, Gobineau, vor allem das Rassenbuch, verdeutscht und in unserem Lande eingebürgert zu sehen, ist mir ein Ansporn geworden, mich an dieses Werk zu wagen..." Diese deutsche Übersetzung erschien unter dem Titel: „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Vom Grafen Gobineau" (vier Bände, Stuttgart, Fr. Fromman 1898—1901). „Ein solches Werk", schreibt der Übersetzer, „ist überhaupt nicht für den Tag geschrieben, sondern für Reihen von Zeitaltern, mag immer indessen jedes sich für seine besonderen Bedürfnisse vorwiegend das Seinige daraus entnehmen. Alles in allem dürfen wir sagen: wenn das deutsche Rassenbuch mit dem Ende des 19. Jahrhunderts unter Dach kommt, so dürfte es uns und unseren Kindern für das 20. Jahrhundert noch manche wertvolle Waffen in dessen Kämpfen um die idealen Güter liefern!"

Als einzig wirklich schöpferisches Rasseelement erschien Gobineau das arische, das die eigentliche Kultur des Abendlandes geschaffen hat.

In den 85 Jahren, seit Gobineau schrieb, sind viele weitere, teils auch verbesserte Einzelheiten erkannt und durchforscht worden. Dennoch war es richtig, daß Schemann das Rassenwerk in seiner großartigen Urfassung beließ.

Gobineau selbst sagt: „Wenn eine Zivilisation entdeckt wird, deren treibende Kraft nicht die Weißen gewesen sind, oder ein Verfall einer Zivilisation, dessen Ursache nicht die Mischung der Kulturträger mit Farbigen gewesen ist, so ist es offenbar, daß die gesamte in diesen Blättern auseinandergesetzte Theorie falsch ist."

Gobineau hat alle, die ihm Aufmerksamkeit entgegenbrachten, mit seinen Forschungen und insbesondere durch seine Bluthypothese hellsehend gemacht, methodisch gelehrt und ihnen auch bewiesen, daß die Geschichte der Völker und deren Geschlechter nicht nur als ein Forschungsgegenstand des Anthropologen und Ethnologen der alten Schule zu begreifen ist, sondern auch den Naturwissenschaftler und Sozialethiker fesselt, der in den Völkern blutbedingte Organismen sehen muß, um zu erkennen, daß alle großen und kleinen Leistungen des Menschengeistes, alle Vorzüge und Fehler der Nationen, Erhebungen und Stürze einer Zivilisation auf bestimmte Blut- und Artgesetze zurückzuführen und aus ihm an leiblichen Merkmalen zu erklären sind. Jenes Leibliche aber ist die Rasse. Ein riesiger Vorrat geschichtlicher Tatsachen wurde zur Begründung dieser neuen Betrachtungsweise durch Gobineau zusammengetragen. Er versteht unter Rasse eine Menschenart, die durch körperliche, seelische und geistige Eigenschaften deutlich von jeder anderen unterschieden ist!

Bei Gobineau treten die Bezeichnungen weiß, arisch und germanisch mitunter als nahezu gleichbedeutende Namen auf. Als die dieser Rasse angeborene besonders charakteristische Eigenschaft, die sie von anderen Rassen unterschied,

erschien ihm das Nichtzufriedensein mit den vorgefundenen Verhältnissen.

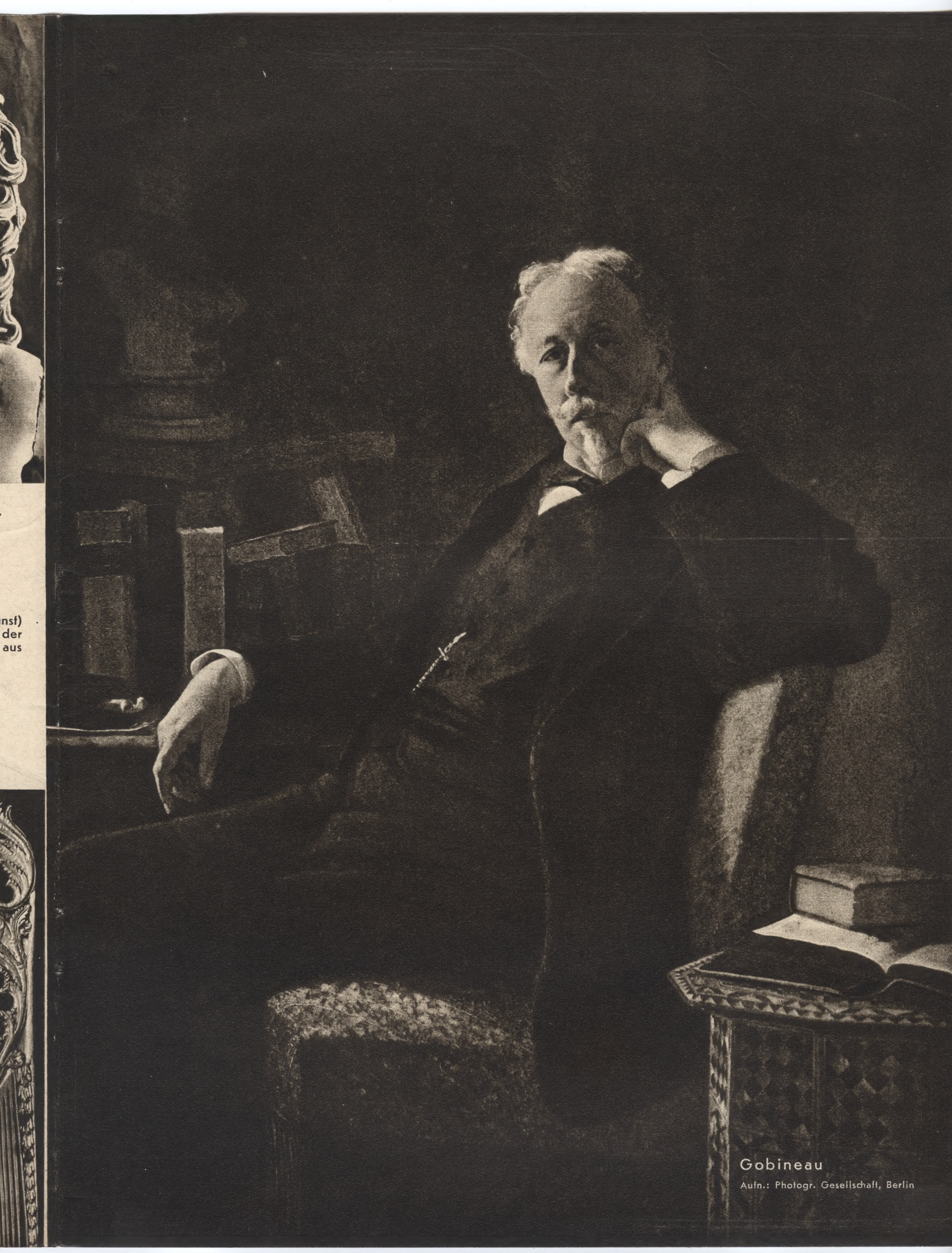
Die Begriffe germanisch—lateinisch sind für Gobineau gleichbedeutend mit: rassenhaft—rassenlos abgestimmt! Gegen die lateinische Rasse — den Begriff der mediterranen oder westischen Rasse kannte er noch nicht — ist er immer streng gewesen, und die Berührung mit ihrer lebhaften und südlichen Eigenart ertrug er nur schwer. Bei aller Hochachtung und Seelenverwandtschaft mit der germanischen Rasse war Gobineau ein eifriger und warmherziger Patriot. So ist schon der erste Bahnbrecher moderner Rassenwissenschaft auch ein Kronzeuge dafür, daß diese neuen Erkenntnisse der echten Nationalkraft nicht abträglich sind. Es konnte Gobineau allerdings nicht verborgen bleiben, daß die negerische Bevölkerung in Frankreich immer mehr Boden gewinnt. Und von den Juden sagt Gobineau, ausgehend von der Feststellung, daß der elsässische Jude es niemals vermocht habe, sich bei den germanischen Elsässern Geltung zu verschaffen: „Wir müssen hier bemerken, daß genau dasselbe Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden in sämtlichen deutschen Landen und auch in slawischen Ländern besteht. Die Juden raffen in Deutschland zusammen, was ihnen unter die Hände kommt, im Großhandel und zumal im Kleinhandel, desgleichen im Bankwesen und der hohen Spekulation. Sie haben ihre Stammesgenossen im Reichstag sitzen, Liberale von äußerster Rührigkeit, und die gesamte Presse zwischen Rhein und Weichsel steht unter ihrer Feder..."

Anders bewertet Gobineau das Verhältnis des Juden zur lateinischen bzw. romanischen Bevölkerung, denn hier sei der Jude recht in seinem Element und sogar derart, „daß man ihn kaum bemerkt, ja daß er im allgemeinen überhaupt gar nicht auffällt". Infolge seiner Erkenntnisse in der Blutsfrage fordert Gobineau: Mache den Arier, dessen höchstes Gut Freiheit und Ehre ist, sieghaft in dir und um dich her! Das ist gleichsam die Losung, die er seinen Anhängern hinterlassen hat.

Eine jede Zivilisation, so folgert Gobineau, stammt von der weißen Rasse her. Er behauptet an zehn Beispielen, daß die großen Zivilisationen aus der Fähigkeit des nordischen Menschen hervorgegangen seien, aus eigenem Antrieb zu handeln. So habe im Brennpunkt der indischen Zivilisation ein Zweig des weißen Volksstammes der Arier gestanden. Eine arische Ansiedlung aus Indien im oberen Niltal habe die ägyptische Kultur geweckt. Die Assyrer hätten ihre sozialen Einsichten den großen Einfällen jener Weißen zu verdanken, für die man die Bezeichnung der Nachkommen Hams und Sems beibehalten hat. Die Zoroaster-Iranier werden von Gobineau als ein Zweig der arischen Familie angesprochen. Dem gleichen arischen Stamm seien die Griechen entsprossen, und erst die semitischen Elemente brachten Wandlungen zum Schlechten darin hervor. Eine aus Indien gekommene arische Ansiedlung habe die soziale Aufklärung nach China und Ostasien gebracht. Den arischen Ursprung sowohl der chinesischen wie auch der ägyptischen Kultur versuchte Gobineau im Verlauf seiner Untersuchung zu beweisen. Was die Zivilisation der italischen Halbinsel anbelange, aus der die römische Kultur hervorgegangen ist, so beruhe diese wesentlich auf arischen Einflüssen. Die germanischen Volksstämme gestalteten im 5. Jahrhundert den Charakter des Abendlandes um. Und was schließlich die drei alten Zivilisationen Amerikas angehe, so sollen auch diese arischen Ursprungs sein.

Eine erste Triebfeder des nordischen Menschen ist die Ehre. Dies Wort Ehre und der Kulturbegriff, den es einschließt, ist nach Gobineaus Meinung den Gelben und Schwarzen gleich unbekannt. Manches haben wir inzwischen hinzugelernt.

Wir brauchen heute nur ein modernes Werk in die Hand zu nehmen, um zu finden, daß die zahlreichen Ergebnisse der fortgeschrittenen Rassenkunde klar und deutlich belegen, daß die Erkenntnisse Gobineaus doch weitgehend Bestätigung gefunden haben. Das unterstreicht seine Forschergröße ganz besonders.



Gobineau

Aufn.: Photogr. Gesellschaft, Berlin



Krypta im Dom zu Quedlinburg
mit der Grabstätte Heinrichs I (936)
Aufn.: Staatl. Bildstelle

Der Reichsgründer

„Ruhmreich und groß — dein Name soll
von dieser Erde nie vergehen!"

Richard Wagner

Große Gedenkstätten in allen Landschaften des Reiches zeugen dafür, wie Deutschland immer um seinen Lebensraum ringen mußte. Sie sind gleichzeitig auch Marksteine unserer Volkwerdung. Wie die Marienburg im fernen Osten an den Kampf um germanisches Grenzgebiet mahnt, so erinnert König Heinrichs I. Grabstätte in Quedlinburg am Harz an die kraftvolle Erstehung des Deutschen Reiches, das die machtvolle deutsche Geschichte im Mittelalter gestaltete. Nach Ohnmacht und drohendem Zerfall hat Herzog Heinrich von Sachsen als gekrönter deutscher König während einer siebzehnjährigen Regierungszeit das Deutsche Reich gegründet, indem er die Gefahr einer Aufspaltung Deutschlands in mehrere Stammesherzogtümer siegreich überwand. Schwaben und Bayern vereinte er ohne Blutvergießen unter seiner Krone, die er bei seinem Regierungsantritt nur aus den Händen der Sachsen und Franken empfangen hatte. Das an Frankreich abgefallene Lothringen gewann er im Jahre 925 für das Reich zurück.

Im Gegensatz zu seinem Vorgänger, König Konrad, ließ er die germanische Überlieferung, die in dem sächsischen Bauernland noch allenthalben lebendig war, nicht weiter versiegen. Rassehütende Heiratsgesetze und germanische Mannentreue bestimmten gemäß den Naturgesetzen von Blut und Boden das Leben in Sachsen, und nachdem dieser Stamm die Führung im Deutschen Reich erhalten hatte, auch dort. Heinrich wollte die selbständigen, auf arteigenem Volksgut aufbauenden Herzogtümer nicht durch eine starke Zentralgewalt unterdrücken, darum gab er ihnen politische Freiheit im Innern, schränkte ihre Sonderpolitik aber ein und bestimmte das Gesetz ihres Handelns durch seine großen außenpolitischen Aufgaben, die ganz Deutschland angingen.

Nachdem durch die teilweise Abwanderung der germanischen Völker aus den Gebieten zwischen Elbe und Weichsel das Land siedlungsärmer und die Sicherung vor dem Osten geschwächt worden war, hatten sich Slawen bis zur Elbe vorgeschoben. Unter Heinrichs Regierung war das Deutsche Reich wieder so gefestigt, daß es einen wirksamen Gegenstoß unternehmen konnte. Sachsen war damals Grenzland und Quedlinburg wurde ähnlich wie später die Marienburg zum Ausgangspunkt der Wiedergewinnung deutschen Lebensraumes. Heinrich führte in den Jahren 928 und 929 Kriege gegen die slawischen Heveller und eroberte ihre Feste Brennabor (Brandenburg), er bezwang die außerordentlich starke Feste Jahna und unterwarf damit die Lommatzschwenden. Das gewonnene Gebiet sicherte er durch die Burg Meißen an der Elbe und dadurch,

daß er bis vor Prag zog und den Böhmenherzog Wenzel zur Anerkennung zwang. Von Quedlinburg aus hat Heinrich im Frühjahr 929 auch die aufständischen Redarier durch den Sieg bei Lenzen wieder unter seine Botmäßigkeit gebracht und später die beiden Lausitzen dem bereits zurückgewonnenen Herrschaftsgebiet eingegliedert. Dieser siegreiche Ausgriff nach dem Osten wurde durch das erneuerte Heer Heinrichs vorangetragen. Mit ihm überwand er auch das in ganz Europa gefürchtete Heer der Ungarn im Jahre 933 bei Riade und wurde so zum Retter Europas. König Heinrich hat damit Deutschland im Osten gesichert, ja er festigte durch die Einnahme der großen Handelsstadt Haithabu die Grenze auch im Norden des machtvollen ersten Reiches.

Von seinen vielen Kriegszügen ist er immer wieder gern nach Quedlinburg zurückgekehrt, um dort seine Freunde um sich zu versammeln. Auch seine Familie lebte in Quedlinburg und der liudolfingische Stammsitz, der Quitlingenhof, ist noch heute unter dem Namen Wigpertgut erhalten. Neben diesem Gut steht die alte Wigpertkapelle, die erst jetzt im neuen Deutschen Reich anläßlich des 1000jährigen Todestages Heinrichs in einen würdigen Zustand gebracht wird. In Quedlinburg feierte Heinrich im Jahre 929 nicht nur den Sieg über die Slawen, sondern auch die Hochzeit seines Sohnes Otto mit der englischen Königstochter Edgitha, dadurch sichtbar seine Abkehr von der Mittelmeerwelt und seine Hinwendung zum germanischen Norden auch durch blutliche Verbindung bekundend.

Als Heinrich nach einem Reichstag in Erfurt am 2. Juli des Jahres 936 in seiner geliebten Pfalz Memleben starb, wurde sein Leichnam nach Quedlinburg gebracht, wo sich der König seit längerer Zeit eine Grabstätte hatte erbauen lassen. Als er starb, war die dazugehörige Kirche noch nicht ganz vollendet. Die Grabkirche ist der heutige Dom in Quedlinburg. Die Gruft liegt in dem Teil, der als das Alte Münster bezeichnet wird. Zwei Säulen mit alten Pilzkapitälen und zwei Pfeiler im westlichen Viertel der Krypta sind von dieser Heinrichs-Kirche erhalten geblieben, während bei einem Umbau am Anfang des 12. Jahrhunderts alles andere verschwand. Für den Sarg Heinrichs war in der Mittelachse des Hauptschiffs der Kirche ein Schacht in den Felsen gehauen, und zwar direkt vor dem Altar am östlichen Ende des Hauptschiffes. Dieser Schacht ist heute noch in seiner ursprünglichen Ausdehnung vorhanden. Unten erweitert er sich zu einer Nische. Ein zeitgenössischer Berichterstatter schreibt, wie mehrere Stufen dort hinabführten und wie die trauernde Königinwitwe Mathilde fast täglich kam und mit ihrem toten Gemahl Zwiesprache hielt. Im Jahre 955 fiel ihr Lieblingssohn, Herzog Heinrich von Bayern, im Kampfe gegen die Ungarn, damals blieb sie besonders lange in der Gruft und redete mit dem Toten wie mit einem Lebenden.

Vom Sarge Heinrichs ist nichts mehr erhalten; er muß wohl aus Holz gewesen und früher, vielleicht schon bei dem großen Brand im Jahre 1070, dem Stiftsschloß und Kirche zum Opfer fielen, verbrannt sein. Als im Jahre 1756 die Äbtissin des Stifts, Anna Amalie, eine Schwester Friedrichs des Großen, den zwei Meter langen Kalksteinsarkophag der Königin Mathilde öffnen ließ, der unmittelbar neben dem als Heinrichs Grab genannten Schacht steht, fand man außer den Gebeinen der toten Königin noch weitere, die vermutlich von Heinrich stammen.

So schlicht und einfach, wie der König als Niedersachse gelebt hatte, so schlicht ist auch seine Grabstätte. Bisher haben nur Dichter von seinen Taten gesungen, und seine Persönlichkeit war dadurch dem Volke lebendig geblieben. Jetzt, tausend Jahre nach seinem Tode, bekennt sich ganz Deutschland zu ihm.

Thoß.

Rudolf Ströbel:

Germanische Leibesübung und die Olympiade

Daheim erwuchs in der Halle der Jarl,
Den Schild lernt er schütteln, Sehnen winden,
Bogen spannen und Pfeile schäften,
Spieße werfen, Lanzen schwenken,
Hunde hetzen, Hengste reiten,
Schwerter schwingen, schwimmen im Meer.

So stellt die Edda die Ausbildung eines jungen germanischen Edelings dar. Daß daneben die geistige Erziehung nicht gefehlt hat, davon zeugt die tiefe Weisheit der germanischen Überlieferung. Diese Ausbildung wurde nicht als zweckbedingte, vielleicht sogar unangenehme Notwendigkeit empfunden. Schon der frische, frohe Rhythmus unserer Eddazeilen zeigt es: sie machte Spaß, man betrieb sie zunächst als Selbstzweck aus stolzer Freude am Erlebnis der Entfaltung des eigenen Körpers zu immer höherer Leistung, am Erlebnis der Sippe oder Mannschaft, als deren Glied man sein Bestes hergab. Dieselbe Einstellung, die wir heute als höchste Sportgesinnung preisen, tritt uns überall in den germanischen Heldenliedern entgegen.

Haben wir den Sport von außen übernommen?

Stammt nicht unser moderner Sportgedanke von den Griechen, feiern wir nicht nach ihrem Vorbilde die Olympiade? Gewiß hat das Griechentum unserem heutigen Sport viel Anregung, besonders in seiner äußeren Form, gegeben. Galten doch auch infolge einer uns heute unbegreiflich erscheinenden Mißachtung der eigenen Art seit dem Mittelalter die Griechen und Römer samt den Orientalen als die einzigen Kulturnationen, zu deren Überlieferung man sich freudig bekennen durfte.

Unser Sport — germanisches Erbe

Wenn sich unser heutiger Sport aber irgendwo organisch anschließen läßt, so nur an den neuzeitlichen und mittelalterlichen Sport der europäischen, und zwar vorwiegend der nordeuropäischen Völker. Es ist kein Zufall, daß das Wort „Sport", das heute in fast alle Weltsprachen eingedrungen ist, von einem germanischen Volke, nämlich den Engländern, stammt. Und dieser neuzeitliche und mittelalterliche Sport geht keineswegs auf Griechenland und Rom zurück, er wurde auch nicht durch die Kirche unserem Volke geschenkt. Im Gegenteil war die Kirche, die besonders im Mittelalter den Leib als unheilig verachtete, dem Sport nicht gerade günstig gesinnt. Nein, was wir an Sport aus dem deutschen Mittelalter oder aus dem heutigen deutschen Volksbrauch kennen, ist fast ausschließlich germanisches Erbe. Bei vielen Sportarten läßt sich sogar die bestimmte äußere Form klar auf die germanischen Vorbilder zurückführen. Die schweizerischen Ringer benützen heute ganz dieselben Griffe, wie sie aus den isländischen Sagas bekannt sind. Der schon in der germanischen Bronzezeit dargestellte Pferdekampf hat sich in Island bis ins vorige Jahrhundert erhalten. In unseren Volks- und Kindertanzspielen läßt sich sehr häufig altgermanische Überlieferung nachweisen. Andere schon aus germanischer Zeit bekannte Sportarten, wie z. B. das Schützenwesen, das Ballspiel und der Schwerttanz, haben im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit eine große Rolle gespielt. Lange und gerne verweilen die Sagen des frühen Mittelalters bei Sportszenen. Sie beweisen uns damit, daß das Volk sportliche Dinge gerne hören wollte und gerne betrieb. Es sei hier nur an einige Sportschilde-

rungen aus dem Nibelungenliede erinnert: Siegfried ringt mit dem Torwächter und König Alberich, er läuft mit Hagen um die Wette, bei der Brautwerbung Gunthers kommt ein Dreikampf in Speerwurf, Steinstoßen und Weitsprung zum Austrag. Wenn das mittelalterliche Rittertum auch sehr viel orientalisches Wesen aufgenommen hatte, so ist doch das Turnier germanisches Erbe. Die rassisch-soziale Umschichtung des deutschen Volkes im Mittelalter bildet neben dem Eindringen der kirchlichen Lehre vom Unwert des Leibes den Hauptgrund, weshalb die Quellen germanischen Sportes allmählich versiegten, so daß bei seiner Neubelebung der Anschluß an die althergebrachte heimische Sportübung nicht mehr überall gefunden werden konnte.

Der erste Gestalter des neuen Sportes zu Anfang des letzten Jahrhunderts, Turnvater Jahn, hat der begeisterten Jugend nicht die Griechen und Römer, sondern die eigenen Altvordern als Vorbild hingestellt (siehe Schulungsbrief Folge 4/36).

Die Zeugnisse germanischen Sportes erschienen im Verhältnis zu denen des Mittelmeergebietes dürftig. Während man griechische Texte in allen Höheren Schulen las, während griechische Sportdarstellungen, wie z. B. der berühmte Diskuswerfer, wenigstens in Gipsnachbildung einem großen Teil unseres Volkes zugänglich gemacht wurden, übersah man die Zeugnisse germanischen Sportes nur zu gerne. Wie sollte auch ein Volk von halbwilden Bärenhäutern einen zuchtvollen, geordneten Sportbetrieb gekannt haben? Wie auf vielen Gebieten germanischen Lebens, so sind auf dem des Sportes nur Bruchstücke der Überlieferung erhalten geblieben, die oft zufällig den mittelalterlichen Eiferern entgingen. Germanisches Sportgerät kam erst durch die Ausgrabungen der jüngsten Zeit zutage. Besonders bedauerlich ist es aber, daß wir so wenig bildliche Darstellungen germanischen Sportes besitzen. Immerhin kennen wir besonders aus der Bronzezeit von den Felsbildern Schwedens einige germanische Sportdarstellungen, u. a. einen Schiläufer.

Die rassische Bedingtheit des Sportes

Selbst wenn sich aus Geschichte und Vorgeschichte keinerlei Belege für den Sport unserer Vorväter erhalten hätten, so wissen wir doch, daß ihr sportliches Können in der Vorzeit überragend war, daß ihre sportliche Haltung genau dieselbe war wie heute im Norden. Keine Kulturäußerung ist so sehr von den vitalen Kräften der Rasse abhängig, ist so wenig durch irgendeine Erziehung umzubiegen oder abzutöten wie der Sport als ursprünglichster Ausdruck des Selbstgefühls und damit der Rasse. Bei der rassischen Beurteilung des Sportes kommt es weniger darauf an, welche Sportarten betrieben wurden, als darauf, wie sie betrieben wurden. Und gerade hier zeigt sich am klarsten die Verwandtschaft unserer heutigen Sportgesinnung mit der germanischen, die aus derselben nordrassischen Grundlage erwachsen ist.

Diese Gesinnung prägt sich in der ganzen Stellung zum Körperlichen aus. Die orientalische Lehre von der scharfen Trennung von Leib und Seele, die Lehre, daß das Körperliche dem Geistigen gegenüber minderwertig und unrein sei, mußte Leibesübungen als unnütz, ja sogar als schädlich empfinden lassen. So sehen wir bei den Orientalen vielfach den Versuch zur Abtötung des Leibes in der Askese, oft aber auch das Fehlen jeglicher Leibeszucht. Ein wahrer Sport in unserem Sinne glaubt aber nicht an die Trennung von Blut und Geist, sondern sieht in der harmonischen Ausbildung von Leib und Seele zu immer höherer Leistung das höchste Erziehungsideal.

Die grundsätzlich andere Einstellung des Orientalen und des nordischen Menschen dem Körper gegenüber kommt schon in der

Kleidung

zum Ausdruck. Im Orient herrschen zu allen Zeiten weite, bauschige, oft pompöse Gewänder vor, die die Körperformen unkenntlich machen und für sich selbst wirken sollen, die aber zugleich der Durchlüftung und Bewegung des Körpers hinderlich sind. Im Norden dagegen finden wir einfache enganliegende Kleidung, die die volle Entfaltung des Körpers erlaubt.

Wie in der Kleidung, so zeigt sich auch in der

Körperpflege

die gänzlich verschiedene Einstellung von Nord

und Süd. Während sich das Schminken im Mittelmeergebiet schon in alter Zeit nachweisen läßt, sind im Norden keine Beispiele für diese Art der „Körperpflege" in vorgeschichtlicher Zeit vorhanden. Dagegen finden wir schon in bronzezeitlichen Gräbern Kämme und ganze Bestecke zur Körperpflege mit Ohrlöffel, Nagelreiniger und Haarzange. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch, daß die Seife eine germanische Erfindung ist, die die Römer von unseren Vorfahren übernommen haben.

Germanische Sportgesinnung

Ein gepflegter und gesunder Körper war die Voraussetzung für jeden Sport, und genau so wie Sport und Körperpflege zusammengehörten, so betrieb man auch nicht etwa nur einzelne Sportarten, sondern jede Sportbetätigung hatte nur Bedeutung im Rahmen einer allseitigen körperlich-willensmäßigen Ausbildung. Wenn wir heute das sportliche Spezialistentum ablehnen, so stehen wir damit auf dem Boden germanischer Anschauungen. Die vielseitige Ausbildung eines jungen Jarls haben wir erwähnt. Von anderen isländischen Helden erzählt die Saga ähnliches.

Genau so wie das „Spezialistentum" war den Germanen das Berufssportlertum unbekannt. Nicht um Geld, wie bei den Römern, betrieb man den Sport, sondern deshalb, weil er einem selbst Freude machte und den Zuschauern Freude bereitete.

Es ist bei der Einstellung der nordischen Rassen nicht verwunderlich, daß der Wehrsport bei den Germanen die Hauptrolle spielte. Genau wie bei der Übung des einzelnen war auch beim Zweikampf nicht der Erfolg, der Sieg entscheidend, sondern der Einsatz. In der Haltung des Kämpfenden sah man den Hauptwert.

> Mut in der Brust ist besser als Stahl,
> wo sich Tapfere treffen.
> Den Kühnen oft sah ich erkämpfen
> mit stumpfem Schwerte den Sieg.

Der Gedanke des Zweikampfes, das ehrliche Messen der Kräfte zweier gleichwertiger Gegner, beherrschte das ganze germanische Leben. Selbst Schlachten lösen sich, wie wir aus den Sagas ersehen, oft in regelrechte Zweikämpfe auf, es kommt vor, daß die Heerführer oder sonst auserlesene Männer statt ihrer Heere miteinander kämpfen. Der Ausgang dieser Kämpfe entscheidet dann über Sieg oder Niederlage der Völker. Wo andere Mittel, das Recht zu erkennen, versagen, entscheidet der Zweikampf. Zweikampf zu Pferd, zu Fuß, mit Schild und Speer, mit Axt und Schwert finden wir schon auf den bronzezeitlichen Felsbildern Schwedens häufig dargestellt. Die Sagas schildern uns Ringkämpfe und Zweikämpfe im Wasser, wo sich die Kämpfenden gegenseitig tauchten und wo es oft um Leben und Tod ging. So hoch stand der Gedanke des Zweikampfes bei den Germanen, daß man nicht nur Menschen, sondern auch die edelsten Tiere, die Pferde, gegeneinander kämpfen ließ. Der aus germanischer Zeit vielfach bezeugte Pferdekampf hat mit Quälereien, wie etwa dem spanischen Stierkampf, wo ein einzelnes Tier gereizt und zu Tode gehetzt wird, nicht das geringste zu tun. Gerade der Unterschied des nordischen Pferdekampfes und des südlichen Stierkampfes zeigt am besten die ganz verschiedene Haltung und Sporteinstellung von Nord und Süd in der Vorzeit wie in der Gegenwart.

Neben dem Zweikampf gegeneinander wurde der Wettkampf nebeneinander geübt. Wir erfahren von Wettkämpfen im Springen, im Lauf, Schilauf und Reiten, im Steinwurf und Speerwurf, im Bogenschießen und Schwimmen. Dabei kommt es wieder darauf an, daß sich einer in den verschiedensten Sportarten gleichmäßig bewährt. Einen Wettkampf in 3 Sportarten zwischen Siegfried, der in der Tarnkappe Gunther beisteht, schildert uns das Nibelungenlied. Wertvoller als der Einzelkampf war der Mannschaftskampf, wo jeder als Glied des Ganzen sein Bestes hergeben und sich zugleich auf seine Mitkämpfer voll verlassen mußte. Es gilt, die Mühsal gemeinsam zu ertragen und Sieg und Ehre gemeinsam zu erleben. So war der Mannschaftssport schon bei unseren germanischen Vorfahren die beste Schule der Kameradschaft. Die ursprünglichste Mannschaft bildeten die jungen Männer einer Sippe, die auch im Kriege in geschlossenem Verbande kämpften. Daneben gibt es Kampfgemeinschaften,

die sich freiwillig um einen selbstgewählten Führer zusammenschließen. Sportliches Können war auch hier die Voraussetzung zur Aufnahme. So verlangte beispielsweise eine solche Mannschaft, daß der Anwärter im Laufe einen Baumstamm in Stirnhöhe überspringen und unter einem nur kniehohen Ast hindurch mußte, ohne seine Eile zu verringern.

In sagenhafter Form schildert uns die Edda einen Wettkampf zwischen 2 Mannschaften, den Göttern und den Riesen, wo es wieder auf die verschiedensten Fähigkeiten ankam. In der Sage vom Utgarta Loki kommt Thor mit seinem Gefährten in die Riesenburg. Auf Aufforderung des Riesenkönigs messen sich die Götter mit den Riesen in allerlei Künsten. Sie zeigen ihr Können im Essen, Wettlauf, im Trinken, Heben und im Ringkampf, die Götter tun ihr Bestes, es fehlt aber jedesmal noch ein Stück zum Siege, denn die Riesen hatten sie mit Blendwerk getäuscht.

Auch von Mannschaftskämpfen zwischen verschiedenen Dörfern oder Landschaften wird uns in den Sagas erzählt, so im Schlagballspiel oder im Ringen. Im Ringen oder anderen Sportarten fanden Ausscheidungskämpfe statt, dabei wurde der Sieger allgemein geehrt. So wird uns von Egil erzählt, der im Ringkampf siegreich war, und Olaf Tryggwason, der 2 Speere zugleich warf, vom starken Grettir, der im Speerwurf und im Schwimmen Überragendes leistete. Überall werden uns in den Sagas Helden gerühmt, die Bestleistungen auf den verschiedensten Gebieten der Körperübung vollbracht. Diese Leistungen hoben auch ihr politisches Ansehen; als Führer wurde besonders geachtet, wer sportlich tüchtig war.

Frauensport, Spiel und Tanz

N i c h t n u r b e i m M a n n e , a u c h b e i d e r F r a u w u r d e s p o r t l i c h e u n d k ö r p e r l i c h e L e i s t u n g g e s c h ä t z t. Nicht umsonst erzählt die Sage von den Schildmädchen, den Walküren, wie wir sie in Brünhild verkörpert finden. Römische Schriftsteller berichten uns von Frauen, die, um der Schmach der Niederlage zu entgehen, selbst in den Kampf eingriffen und Heldenhaftes leisteten. Sie erzählen auch, daß die Frauen wie die Männer in den Flüssen badeten. Von Helga, der Tochter eines schwedischen Häuptlings, deren Mann bei einem Überfall erschlagen wurde, wird uns erzählt, wie sie sich mit ihren beiden Jungen durch Schwimmen rettete. Nachdem sie ihr 4jähriges Söhnchen auf dem Rücken an das andere Ufer gebracht hatte, schwamm sie nochmals zurück, um auch den anderen Jungen zu holen.

Männerkampf und sportliche Höchstleistungen übten die Frauen aber nur in Ausnahmefällen, die eine solche Handlungsweise erforderten. Das Übliche war, daß die Frau ihren eigenen Lebenskreis zu Hause hatte und sich mit Jagd und Krieg nicht abgab. Das hinderte aber nicht, daß die Frau eifrig Leibesübungen trieb, die ihrer Veranlagung entsprachen und ihrer Ausbildung nützlich waren.

T a n z s p i e l e und G y m n a s t i k waren schon zu germanischer Zeit der eigentliche Frauensport. Aus der germanischen Bronzezeit kennen wir die Bronzestatuette eines Mädchens, das einen kurzen Rock trägt und sich in tänzerischer Haltung zurückbeugt. Auf germanischen Felszeichnungen und Rasiermessern der Bronzezeit sehen wir häufig tanzende und springende Gestalten dargestellt. Kam es beim Tanz der Frau mehr auf Anmut und Gewandtheit an, so wurde beim Schwerttanz der Männer gleichermaßen Mut und Kraft verlangt. Tacitus schildert uns den Schwerttanz der Germanen folgendermaßen: „Es gibt nur eine Art von Schauspiel bei ihnen, das bei jeder Zusammenkunft wiederkehrt. Nackte Jünglinge, die dieses Spiel als Sport betreiben, führen zwischen Schwertern und Speeren einen gefährlichen Tanz auf. Übung brachte Kunst, diese Anmut. Doch tun sie es nicht zum Erwerb oder Verdienst: das Vergnügen der Zuschauer ist der einzige Lohn für die kühne Verwegenheit." Darstellungen von Speertänzern aus der Zeit der römischen Fremdherrschaft sehen wir an den Felswänden des Steinbruchs auf dem Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim eingemeißelt. Auch im Mittelalter hat sich bei Zunftfesten der Schwerttanz noch lange Zeit erhalten.

Genau so sind andere Tänze, besonders solche, die, wie der Schwerttanz, mit kultischen Dingen zusammenhängen, bis in die heutige Zeit im Volksbrauch lebendig geblieben. Denken wir etwa an die Tänze, wie sie die Jugend um den Maibaum aufführt, oder denken wir an das Springen über das Johannisfeuer, das auch wieder Sport-

liches mit Glaubensdingen vereinigt. Besonders schöne Denkmäler aus der Vorzeit, die an solche Tanzspiele erinnern, sind die Trojaburgen Schwedens und Norwegens, aber auch in Deutschland gibt es solche uralte Steinsetzungen, Irrgärten oder Labyrinthe genannt. Ein vielfach verschlungener Weg führt vom Innern der Anlage ins Freie. Manche von diesen Trojaburgen werden heute noch im Frühjahr begangen. Das Himmel-und-Hölle-Spiel unserer Kinder geht auf die alte Trojaburg zurück. Darstellungen von Trojaburgen finden wir im Norden schon aus der Steinzeit. Von dort hat sich diese Vorstellung, samt dem damit verbundenen Brauch, wohl mit der indogermanischen Wanderung nach dem Süden verbreitet und in ihrer Bedeutung vielfach gewandelt. Wir alle kennen das Labyrinth des Minotaurus auf der Insel Kreta. Wichtig ist, daß diese Labyrinthe schon in früher Zeit Anlaß zu Tanzspielen gegeben haben.

Der nordische Ursprung des olympischen Gedankens

Wir sahen, daß das Trojaspiel, ein religiöses Volksspiel mit tänzerisch-mimischen Darstellungen, wohl vom Norden zu den Südvölkern gekommen ist. Sollte es vielleicht mit der griechischen Olympiade ähnlich gewesen sein? Auch hier handelt es sich um ein in regelmäßigen Zeitabständen abgehaltenes religiöses Volksfest, bei dem allerdings nicht Tanz und Spiel, sondern ernster Männersport im Mittelpunkte stand. Die Vorgeschichtsforschung hat nachgewiesen, daß die Griechen, von Norden kommend, zum erstenmal am Ende der Jüngeren Steinzeit um 2000 v. Chr. nach Griechenland kamen. Diesem ersten Vorstoß folgten bis zum Anfang des 1. Jahrtausends v. Chr. immer neue. Wir wissen, daß die nordischen Neuankömmlinge in Griechenland ursprünglich blond und blauäugig waren, sich dann allerdings bald mit der dunklen einheimischen Bevölkerung des Südens vermischten. Wir wissen weiter, daß sie nicht nur ihre indogermanische Sprache, sondern auch zahlreiche wichtige Kulturgüter auf stofflichem wie geistigem Gebiete aus ihrer nordischen Heimat mitbrachten. Wenn die griechischen Hauptgötter, wie z. B. Zeus, sich in ihrem Ursprung als nordische erweisen, sollte dann nicht auch das größte religiöse Fest der Griechen aus ihrer nordischen Heimat mitgebracht worden sein?

Forschungen im Schrifttum und Ausgrabungsergebnisse beantworten diese Frage durchaus bejahend. Allerdings dürfen wir nicht an jene Spätzeit der Olympischen Spiele denken, wo Rekordsucht und Geldgier den wahren Sportgeist schon lange zerstört hatten. Als mit der Christianisierung die Olympiade aufgehoben wurde, hatte sie schon lange den Sinn der Frühzeit verloren, wo nur der schlichte Ölzweig Kampflohn war.

Die griechische Olympiade war ursprünglich eine regelmäßig wiederkehrende Totenfeier zu Ehren eines großen Helden (Pelops, dessen Grabhügel bei Ausgrabungen in Olympia gefunden wurde) der Vorzeit, bei der im festlich-religiösen Raume Wagenrennen und andere Wettkämpfe zur Durchführung kamen.

Sport, verbunden mit Totenehrung, sich wiederholend in regelmäßigen Festen, bei denen stammverwandte Menschen von weither zusammenkommen, das ist die Olympiade, die zu einem wirksamen Mittel zur Entwicklung des griechischen Volks- und Staatsbewußtseins wurde.

Die gleichen Züge weisen aber auch die Heiligtümer auf, die sich aus germanischer Vorzeit erhalten haben. So in Schweden Altupsala, von dem die Bildung des schwedischen Staates ausging und wo alle Schweden jährlich zur Julzeit zusammenkamen. Dort war Freyrs Heiligtum, dort lagen die drei uralten Königsgrabhügel und daneben die große Rennbahn samt dem Platze für allerlei Festspiele, genau wie in Olympia. Ein ganz ähnliches Heiligtum bedeutete für die Dänen das altheilige Leire, und in Deutschland hatten die 3 großen religiös-völkischen Stammesbündnisse der Irminonen, Ingväonen und Istväonen ebenfalls ihre gemeinsamen Heiligtümer, bei denen wohl neben den religiösen auch sportliche Veranstaltungen stattgefunden haben. Manche von diesen Heiligtümern glaubt man gefunden zu haben, so ein Sachsenheiligtum mit der Irminsul in den Externsteinen (siehe Bild auf Seite 268). Schon lange bekannt ist das Heiligtum der Silingischen Vandalen auf dem Zobten (Siling) in Schlesien.

Keines der Heiligtümer ist aber bis heute so gut erforscht wie das Sonnenheiligtum Stonehenge in England, das bis in die Jüngere Stein-

zeit zurückreicht. Dieses nordische Heiligtum weist mit Olympia schlagende Ähnlichkeit auf. Während es aber bis in die Zeit um 2000 v. Chr. zurückreicht, wird uns von der ersten griechischen Olympiade erst um 766 v. Chr. berichtet. Es handelt sich bei Stonehenge um eine aus riesigen Steinblöcken aufgebaute Tempelrunde, die nach einer bestimmten Sonnenaufgangsstellung orientiert war. Astronomen berechneten die Ortung für das Jahr 1680 v. Chr. und diese Zeitsetzung wird durch die im Tempelrunde gemachten Grabfunde bestätigt. Im Kern ist die Anlage jedoch älter. In und um den Tempel finden wir also Totenkult und Sonnenkult, Helden- und Götterverehrung nebeneinander. Von dem Heiligtum Stonehenge führt eine kurze Straße zu einer heute im Gelände noch gut sichtbaren Rennbahn, 1,7 Kilometer lang und 100 Meter breit. Dort fanden also genau so wie in Olympia vormals zu Ehren der göttlichen Mächte und großer Toter Wagenrennen statt.

Wie es bei solchen Festen im einzelnen zuging, zeigen uns die Felszeichnungen aus der germanischen Bronzezeit, die sich besonders im südlichen Teile von Schweden gefunden haben. Bei Kivik in Schonen wurde das Grab eines germanischen Fürsten aus der Älteren Bronzezeit zwischen 1800 und 1500 v. Chr. aufgedeckt. Es war in Form eines Hauses aus Steinplatten errichtet. Die Innenseiten der Platten trugen allerlei heilige Symbole und wohl auch Szenen von der Totenfeier des Fürsten dargestellt, die wieder ganz an das spätere Olympia erinnern. Wir sehen auf den Platten vermummte Priester rechts und links von einem Altar stehen und Opferszenen, die aus Anlaß der Totenfeier stattfanden. Auf der anderen Seite kommen aber die dabei abgehaltenen Wettkämpfe zur Darstellung. Wir sehen eine Reihe Männer, die zum Teil Schwerter heben, vielleicht Schwerttänzer, wir erkennen einen Rennfahrer in seinem Streitwagen, dann 2 in einem Kreise stehende und in einen schwer zu deutenden Wettkampf verwickelte Männer. Daneben stehen andere Männer, darunter 2 Lurenbläser. Vielleicht dürfen wir also auch den musischen Wettkampf der Griechen schon für die germanische Frühzeit annehmen. Dann sehen wir noch zwei gegeneinander springende Pferde; höchstwahrscheinlich handelt es sich dabei um den schon oben besprochenen Hengstkampf, von dem uns die isländischen Sagas berichten. Die Untersuchung der auf den von Gletschern glattgescheuerten Felsen in Schweden eingemeißelten Darstellungen und Symbole hat ergeben, daß wir ihnen meist religiösen Charakter zuzusprechen haben. Damit dürfen wir auch die dort abgebildeten Sportszenen in Zusammenhang mit den großen Olympischen Festen der Germanen bringen. Sehr häufig sehen wir Renn- oder Streitwagen, einmal eine ganze Reihe wie zum Start nebeneinander. Bekanntlich ist ja der zweirädrige Wagen ebenso wie das Pferd von den nordischen Indogermanen zu den Südvölkern gebracht worden. So ist es kein Wunder, daß die Griechen gerade in ihrer Frühzeit, als sie noch wenig südliches Fremdblut angenommen hatten, das Wagenrennen so sehr liebten. Auch in den ältesten Schichten von Olympia haben die Ausgrabungen zahlreiche kleine bronzene Darstellungen von Pferden und Rennwagen ergeben. In Ägypten fand sich ein solcher Renn- oder Streitwagen der Bronzezeit im Original; er ist ganz aus nordischen Hölzern gebaut, die in Ägypten nicht vorkommen.

Wir dürfen annehmen, daß bei der nordischen Urform der Olympischen Spiele auch der Zweikampf von Mann gegen Mann eine große Rolle spielte, denn solche Zweikämpfe sind auf den bronzezeitlichen Felsbildern des Nordens sehr häufig wiedergegeben. Schließlich haben wohl auch bei den an der See wohnenden Germanen Schiffskämpfe anläßlich der großen Kultfeste eine große Rolle gespielt, denn auch solche finden sich auf den Felszeichnungen abgebildet.

Zusammenfassend können wir sagen, daß unser heutiger Sport wohl von dem artverwandten Sport der Griechen Anregungen erfahren hat, daß er aber keineswegs in seinen Wurzeln von den Griechen oder gar von artfremden Völkern stammt. Vielmehr haben die Griechen ihre so viel gelobte Sportgesinnung, deren Hauptausdruck, wie bei den Germanen, der Wettkampf, griechisch Agon, bildete und auch viele ihrer Sportarten als nordisches Erbe übernommen. Darüber hinaus kannte der Norden seit alters verschiedene Sportarten, die dem Süden fremd blieben, und erst in neuerer Zeit vom Norden her die Welt eroberten. (Siehe Skizzen Seite 272)



II.

Die Gesetze der Statik

Ehe wir an die geschichtliche Entwicklung gehen, deren einzelnen Zeitabschnitten die Kunstwissenschaft bestimmte Namen gegeben hat, muß eine andere kurze Betrachtung vorangesetzt werden, die das Verständnis für die „Baustile" des Mittelalters wesentlich erleichtert und uns davor bewahrt, in ihnen allein zeitgebundene Formen zu sehen.

Der Steinbau

Wenn man sich die statischen Gesetze vergegenwärtigt, die dem Stein als Baustoff innewohnen, wird man bald erkennen, daß zum mindesten die Formen sich nicht aus stilistischer Willkür, sondern aus den dem Baustoff zukommenden Eigenschaften entwickelt haben.

Der Stein, wie er zum Bauen verwendet wird, ist eine harte kristallinische Masse von hohem spezifischen Gewicht. Während das Holz leicht schwimmt, versinkt (außer einigen stark porösen vulkanischen Gebilden, wie Bims) ein jeder Stein sofort im Wasser. Dieser Eigenschaft ist es zu verdanken, daß größere Steinblöcke allein schon durch ihre Schwere ohne besondere Befestigung liegenbleiben. Werden diese Blöcke aber nun gar so zubereitet, daß sich ihre Flächen ganz berühren, so werden diese Werkstücke, solange man sie waagerecht schichtet, allein schon durch ihr Gewicht in ihrer Lage verharren. Schichten sich aber nun über sie weitere Blöcke, so werden durch das in die Senkrechte wachsende Gewicht der Mauer die unteren Blöcke immer fester verkeilt. Dies führt zu einer ganz gewissen Bauform, die grundverschieden ist z. B. von der Bauweise in Eisenbeton, bei der ein mit einem Eisendrahtgerüst versteifter Brei zu einem einzigen zusammenhängenden Werkstück erstarrt. Hier ist nicht mehr so die Schwere die Gewähr für die Standsicherheit als der innere, auf Zug (dem das Eisen standhält) beanspruchte Zusammenhang. Dem Steinbau, der auf der Schichtung großer schwerer und zubehauener Blöcke beruht, die sich auf ihrer waagerechten Fläche berühren (Mörtel und Metallklammern haben beim Steinbau nur die Aufgabe, ein Verschieben der Berührungsflächen zu

verhindern), kommt nun durch seine ganze Haltung ein Ausdruck zu, der ihn für Monumentalbauten, also feierliche und für die Ewigkeit bestimmte Bauten, ganz besonders, ja fast allein geeignet macht. Deshalb wird ein reiner Steinbau auch nie etwas „Überholtes" oder „nicht mehr Zeitgemäßes" sein, sondern es läßt sich höchstens feststellen, daß ihm andere Kategorien von Bauten zahlenmäßig zeitweilig sehr überlegen sind, wodurch aber noch keineswegs seine eigene Daseinsberechtigung widerlegt oder gemindert erscheint.

Dieser geschichtete Werksteinbau besteht nicht immer aus geschlossenen Mauerflächen. Wo eine Benutzung des Innenraumes hinzutritt, werden Öffnungen in der Mauer als Zugänge oder für den Lichteinfall notwendig. Die seitlichen Pfosten einer solchen Öffnung lassen sich leicht aus festliegenden Quadern schichten. Dagegen läßt sich die Öffnung oben (im „Sturz"), solange man beim geschichteten Stein bleibt, in waagerechter Weise nur durch einen großen Steinbalken schließen, der nun allein auf seinen beiden Enden aufliegt, dessen Masse aber über der Öffnung frei schwebt. Hier kommen nun Eigenschaften des Steines, die von denen des Holzes sehr abweichen, zum Ausdruck. Der Stein ist an sich härter als das Holz, aber auch spröde und nicht so geschmeidig, wie dieses. Der Stein läßt sich auch als freiliegender Balken beanspruchen, aber an der Grenze seiner Beanspruchungsmöglichkeit biegt er sich nicht, wie das Holz, sondern er bricht und stürzt dann zusammen. Man kann also beim Steinbau, der allein als geschichteter Blockbau bestehen soll, die Öffnung nur so weit halten, als der Stein auf seine Bruchfestigkeit beansprucht wird. Innenräume mit weiteren Spannungen müssen deswegen oben offen bleiben oder unter Zuhilfenahme von Holzbalken geschlossen werden. Auf diesen Aufbaugedanken sind die antiken Tempel gestellt, an denen er folgerichtig und ausschließlich durchgeführt wurde und die dadurch eine Geschlossenheit und Klarheit des Stiles zeigen, wie er kaum bei irgendeinem anderen Bauwerk je wieder zum Ausdruck kommt.

Nun ist die begrenzte Bruchfestigkeit des Steines nicht seine einzige statische Eigenschaft. Ihm kommt auch eine ganz außergewöhnlich hohe Druckfestigkeit zu, die noch bei Belastungen standhält, unter denen Holz zerquetscht würde. Und auf dieser Druckfestigkeit baut sich eine weitere Kategorie von Bauten auf, die sich von der Bruchfestigkeit des Steines unabhängig gemacht haben und allein die Druckfestigkeit beanspruchen: der Bogen- und Gewölbebau.

Entwicklungsgeschichtlich betrachtet ist diese Bauart so entstanden, daß man den Sturz über einer Öffnung nicht mehr aus einem Steinbalken bildete, sondern zwei Steine schräg über der Öffnung so gegeneinander lehnte, daß eine Dreiecksöffnung entstand. Solche Formen finden wir bereits in sehr frühen Gesittungen, so etwa beim Löwentor in Mykene. Die Hellenen kannten also diesen Konstruktionsgedanken, machten aber keinen Gebrauch von ihm, da er zu der gelassenen Haltung ihrer Monumentalbauten nicht paßte. Erst die hellenistische und römische Baukunst bildet ihn weiter aus. Der Bogen (oder der in die Tiefe wachsende Bogen, das Gewölbe) besteht aus einer Reihe einzelner in Keilform behauener Steine, die sich in der Gestalt eines Bogens aufbauen. Jeder dieser einzelnen Steine wird nun nicht mehr auf Bruchfestigkeit, sondern lediglich auf Druckfestigkeit beansprucht. Eine übermäßige Belastung eines solchen Bogens, der eine Öffnung überspannt, würde nun den einzelnen Stein nicht mehr zerbrechen, sondern ihn zerquetschen oder sie würde bestrebt sein, den Bogen flach zu drücken, wobei sich die einzelnen Steine nach außen schieben müßten. Bei diesem Flachdrücken müßten aber die beiden Widerlager (die Enden des Bogens, auf denen er auf den Pfeilern ruht) ausweichen, wenn man ihnen nicht eine weitere Last oder Gegenkraft entgegenstemmt. Dieser Vorgang ergibt dann einen ganz neuen Baugedanken, auf dem sich eine eigene „Stilform", wenn man es so nennen will, entwickelt, wie wir sie in den gotischen Domen finden.

*

Ohne Erfassen dieser statischen Gesetze würde man den tieferen Sinn der Baukunst des Mittelalters nicht verstehen können, sondern nur im Kennenlernen unverständlicher Formen befangen bleiben, die man gewissermaßen wie eine Schmuckform betrachtet, welche vom Zeitgeschmack einmal so und einmal so verwendet wird.



Der Dom zu Worms am Rhein
(Baubeginn im Anfang des 11. Jahrhunderts, Neubau um 1300)

In Wirklichkeit ist der Werdegang der „romanischen" und der gotischen Baukunst der Germanen ein heißes Ringen um die letzte Beherrschung der Gesetze, die dem Stein innewohnen. Es ist ein förmlicher Wettlauf um die freieste und kühnste Art, wie der Baustoff zum Schweben gebracht werden kann.

Wir kennen aber nun außer dem natürlichen, also dem in Stücken aus dem Felsen gebrochenen Stein, noch einen weiteren Baustoff, den künstlichen Stein, der als „Backstein" vom Menschen aus Tonerde gebrannt wird. Der läßt sich nicht in so großen Werkstücken herstellen, wie der natürliche Stein, sondern nur in Ausmaßen, bei denen die Werkstücke gut ohne gefährliche Risse und Sprünge hervorgehen. Diese nur etwas über Handlänge messenden Steine lassen sich nun nicht mehr durch ihr eigenes Gewicht im Bau verankern, sondern sie müssen, um unverrückbar in ihrer Lage zu verharren, mit Mörtel verkittet werden. Diese Backsteintechnik ist uralt und wurde von den Germanen in den Gegenden verwendet, in denen kein brechbarer Stein vorkam. Auch sie hat an der Baukunst des Mittelalters starken Anteil. Nur mußte die Backsteintechnik zu anderen Formen führen, als der Bau mit natürlichem Stein. Ein waagerechtes Überbrücken von Öffnungen mit Steinbalken aus Backstein wäre höchstens bei kleinen Schlitzen möglich gewesen. Und deshalb ist diese Technik völlig auf die Wölbekunst angewiesen gewesen, die sich dann allerdings in den Grundzügen der Entwicklung des Werksteinbaues anschließt.

Natürlich darf man die Gesetze des Baustoffes nicht als einzige bewegende Kraft betrachten. Denn sie ist kosmisch bedingt und tritt in allen Gesittungen und bei allen Rassen gleich auf. Die Steinbauten Indiens oder Mexikos sind von denselben statischen Gesetzen bedingt, wie die auf dem Boden von Hellas oder dem Deutschlands. Das, was ein Volk mit seinen Bauwerken ausdrücken, welcher Sehnsucht es Gestalt geben will, das entscheidet allein die geistig-seelische Haltung der Rasse, die das Werk hervorbringt. Und so müssen wir danach suchen, welch geistiger Inhalt aus diesen Werken der Germanen uns entgegentritt. Letzten Endes

ist es weniger die Zeit, als das Ergebnis zweier Kontrahenten: *Rasse* und *Baustoff*.

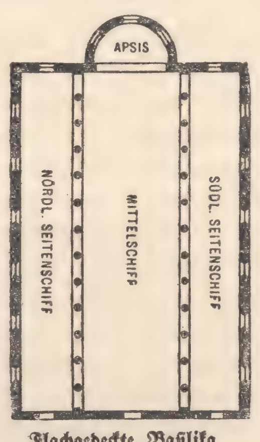
Die rassische Haltung

Mit dieser nun gewonnenen Anschauung von den materiellen Kräften und Bedingungen, von denen die Baukunst des Mittelalters ausging, läßt sich ganz anders durch ihre Werke hindurchfinden.

Der Betrachtung bieten sich hier vor allem die Sakralbauten dar, wie wir sie vom Beginn des 9. Jahrhunderts an immer zahlreicher antreffen. Die Kunstwissenschaft hat die früheren germanischen Bauwerke in *lombardische*, *ostgotische*, *westgotische*, *merowingische* usw. eingeteilt. Uns muß heute als Generalnenner die Erkenntnis dienen, daß sie alle aus *germanischem* Formwillen entsprungen sind und *wir müssen uns endgültig abwenden von der echt liberalistischen These, daß die über die Länder Europas verstreute „dünne Herrscherschicht" ihre Bauten gleichsam nur bei den unterworfenen Völkern in Auftrag gegeben hätte.* Denn es bliebe unerfindlich, wie diese kraftlosen Völker fremden Blutes, bei denen das Erbe der Antike zu einer entseelten Erinnerung zusammengeschrumpft war, nun mit einmal äußerst kraftvolle Schöpfungen aus echt nordischem Geiste sollten hervorgebracht haben. Im übrigen widerspricht die Vorstellung von einer nur ganz dünnen Herrscherschicht allen geschichtlichen Überlieferungen. Der oft gebrauchte Vergleich mit den deutschen Fürsten, die im 19. Jahrhundert auf die Throne europäischer Länder berufen wurden, stimmt nicht. Nicht um dynastische Interessen handelte es sich, sondern um den durch zu geringen *Nahrungsspielraum* getriebenen Ausdehnungsdrang wachsender, gesunder und heldischer *Völker*. Und weil ganze *Völker* von ihrem ihnen angeborenen Herrenrecht Gebrauch machten, verschob sich die germanische Gesittung über *Italien*, den Donauraum bis *Byzanz*, nach *Spanien* bis *Afrika*, wobei durchaus nicht übersehen zu werden braucht, daß die Germanen als hochbegabte und gelehrige Schüler von der vorgefundenen römischen Technik begierig lernten. Auch die Behauptung, so rasch ließe sich eine fremde Technik, wie die des Steinbaues, von den holzgewohnten Germanen nicht aufnehmen, ist völlig haltlos. Was kann eine Baumeisterfamilie in drei Generationen schon alles lernen, wenn es sich um eine an sich schon technisch hochbegabte Rasse handelt. Die Völkerwanderung aber erstreckt sich über Jahrhunderte. So kann in Wahrheit kein stichhaltiger Grund dafür angegeben werden, weshalb die Germanen ihre Bauten nicht aus eigener Kraft und aus eigenem Schöpferwillen heraus hervorgebracht haben sollen, mögen Technik und Namen auch oft genug von dem Vorsprung, den die Südvölker im Steinbau hatten, übernommen sein.

Die Basilika

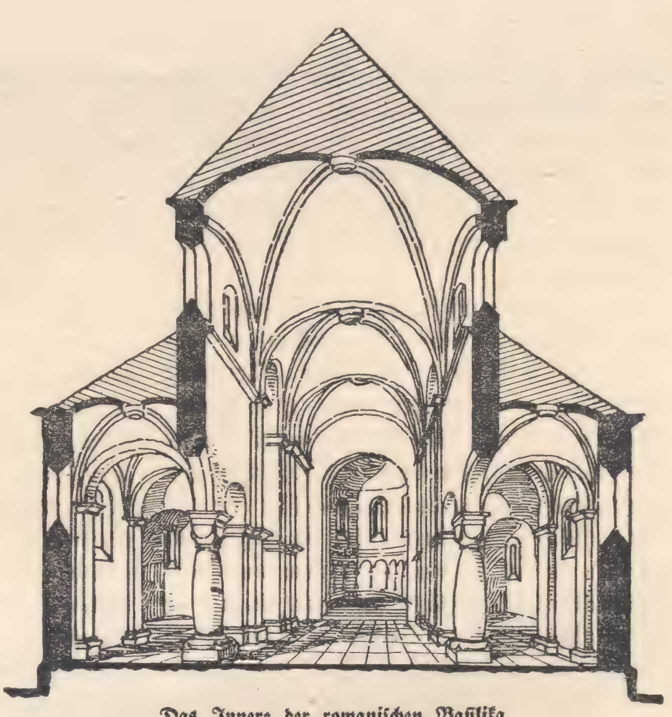
Die Grundform der Kirche ist wohl aus der Königshalle entstanden und hat danach den Namen Basilika (vom griechischen βασιλεος = der König) erhalten. Sie stellt einen langgestreckten Einraum dar mit flacher Holzbalkendecke, die ihr Licht von hoch angesetzten Fenstern erhält, so daß die unteren Mauerflächen möglichst geschlossen erhalten bleiben. (Grundriß einer altchristlichen Basilika.) Dieser viereckige Raum hat seinen Eingang fast immer an der einen Schmalseite, während die ihm gegenüberliegende Schmalwand eine Ausbuchtung erhält, eine angesetzte Nische (*Apsis*), die den rituellen Handlungen diente, während der verbleibende rechteckige Raum ganz für die Teilnehmer bestimmt war. Die Nische weitet sich im Laufe der späteren Entwicklung immer mehr und wird zum selbständigen Raum, in dem der Sängerchor seinen Platz findet. Nach ihm wurde



Flachgedeckte Basilika

dann der ganze Raum der „C h o r“ genannt, der auch die versammelte Priesterschaft aufnimmt.

Aber auch für die Laienschaft war das Platzbedürfnis stark gewachsen und wuchs mit der Entwicklung der Städte immer mehr. Man hatte nach einem Ausweg gesucht, um dem abzuhelfen. Der Breite des Mittelraumes waren in der Konstruktion Grenzen gesetzt und eine einfache Verlängerung hätte die Verhältnisse des Raumes allzusehr verschoben. So war man auf die Idee gekommen, seitlich G ä n g e anzulegen, die durch breite Öffnungen mit dem Hauptraum verbunden waren und die nun selbst wieder mit gewölbten Bogen geschlossen werden mußten. Je breiter diese Öffnungen und je schmaler die bestehenden Mauerflächen waren, um so einheitlicher schloß sich der Fußboden des Hauptraumes und der Nebenräume zusammen. Es ist vielleicht eine Rückerinnerung an die altgermanische hölzerne Schiffsbaukunst, wenn man den großen Raum das M i t t e l s c h i f f, die seitlich angelagerten Räume die S e i t e n s c h i f f e nannte. Mit immer steigender Beherrschung der Mittel des Steinbaus schwanden die Mauerflächen mehr und mehr, um schließlich schlanke P f e i l e r zu werden. Ein sehr naheliegendes statisches Gesetz ordnete die oben liegenden Fenster des Mittelschiffes über den unteren Bogenöffnungen an, die die Verbindung mit den Seitenschiffen herstellten. So brauchte möglichst wenig Mauerlast abgefangen zu werden und die Pfeiler liefen vom Fußboden bis zur Decke durch, um das Dach zu tragen.



Das Innere der romanischen Basilika

Zentralbauten

Neben den Basiliken kommen auch bei den germanischen Kirchenbauten sog. Z e n t r a l b a u t e n vor, d. h. Räume, deren Wände nicht auf eine durchlaufende Mittelachse, sondern auf einen gemeinsamen Mittelpunkt bezogen werden und einem runden oder vieleckigen Grundriß folgen. Es sind jedoch nur wenige Bauten dieser Art zu nennen. Ihr oberer Abschluß drängt zur S t e i n k u p p e l, da der Grundriß dem Holzbau nicht entspricht. So finden wir bei Zentralbauten schon ganz früh Steinkuppeln, während die Basilika noch jahrhundertelang bei der Holzdecke verharrte. Das bekannteste Beispiel ist wohl das Grabmal Dietrichs von Bern zu Ravenna (siehe Titelblatt dieses Heftes).

Gewölbte Decken

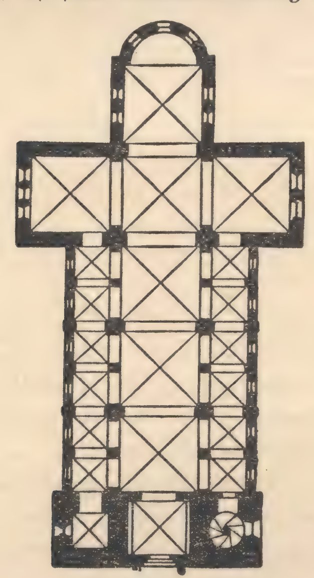
Mit der steigenden Beherrschung des Steinbaues begann man nun um das Ende des 11. Jahrhunderts auch die Decke der Basiliken in Stein einzuwölben. Aber auch im 12. Jahrhundert findet man noch genug Holzdecken. Zunächst war der Spannweite eine mäßige Grenze gesetzt, und erst allmählich lernte auch der deutsche Steinmetz seine Gewölbe immer weiter und freier über den Raum zu spannen. Um nun auch ohne allzu weite Spannweiten den Raum zu vergrößern und überschaulicher zu machen, hatte man zu einem Zusatzbau gegriffen. Man läßt das längliche Rechteck der Basilika durch ein zweites, ebenfalls längliches Rechteck in der Weise durchdringen, daß die Form eines Kreuzes entsteht (Fig. Seite 258 links).

Wie weit diese Form allein auf eine natürliche Entwicklung des Raumgedankens zurückgeht, oder wie weit die Betonung des den

Christen zum heiligen Symbol gewordenen Marterinstrumentes ihm zugrunde liegt, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Rein baukünstlerisch ergeben sich aus der Durchdringung Möglichkeiten, die in der Folgezeit reichlich ausgenutzt wurden und zu ganz neuen Baugebilden führten.

Kreuzen sich gewölbte Räume, so ergibt die Durchdringung zweier Tonnengewölbe ein *Kreuzgewölbe*, das eine Betonung dieses beiden Rechtecken nun gemeinsamen Raumes bedeutet. Diese „*Vierung*" nimmt nicht an der ausgesprochenen Längsrichtung der beiden Rechteckachsen des Längsschiffes und des Querschiffes teil, sondern führt ein Eigenleben für sich, da es ja nun ein Raum auf meist quadratischer Grundfläche geworden ist, der in alle vier Richtungen der Schiffe (oder des Chores) hineinschaut und dadurch zum eigentlichen Mittelpunkt des gesamten Raumes wird. Dieses Kreuzgewölbe wird nun aber nicht allein mehr in der Vierung angewendet, sondern es setzt sich auch in den Schiffen fort und wird Maßstab für dessen Teilung in *Pfeiler* und *Kreuzgewölbe*, die sich nun nach dem der Vierung richten mußten, eine Maßnahme, die die Bezeichnung des „*gebundenen Systems*" erhielt.

Da nun diese *Vierung* der eigentliche Brennpunkt des Kirchenraumes wurde, ist es leicht zu verstehen, wie man nun diesen Raum noch mehr zu betonen und auszubilden bestrebt ist. Man löst seine Deckenausbildung völlig von



der der Schiffe und hebt sie höher hinauf, ja man krönt ihn mit einer Kuppel, aus der ein magisches Licht von oben in den Raum hineinströmt. Zu einer gewissen Zeit ordnet man sogar ein zweites Querschiff an, so daß zwei Vierungskuppeln entstehen.

Außenerscheinung

Die Außenerscheinung folgt dieser Entwicklung. Die alte Basilika hatte ein einfaches *Satteldach*, das an den beiden Schmalseiten, entsprechend dem altgermanischen Holzhaus, zwei Giebel ausbildete. Die Nische, die *Apsis*, tritt auch äußerlich hervor, verschmilzt jedoch noch nicht mit dem Hauptdach, sondern erhält ein Sonderdach, das die Form eines halben Kegels zeigt, solange sich die Apsis halbkreisförmig dem Hauptraum anschließt. Die Hinzufügung eines Querschiffes führt zu der Durchdringung zweier Satteldächer, die mit vier Kehlen miteinander verbunden werden. Über diesen Dachflächen (über der Vierung) erhebt sich nun die Vierungskuppel, die auch in der Außenerscheinung stark betont wird (Seite 259).

Ein ganz besonderes Gepräge erhält die Kirche aber durch einen Bauteil, der an der Gestaltung des Inneren nicht mit teilnimmt: *dem Turm*. Er verdankt seine Entstehung wohl ursprünglich dem Wunsch, die Glocken so aufzuhängen, daß ihr Schall ungehemmt weit in das Land dringt, sie also nicht allein möglichst hoch über die Nachbardächer zu bringen, sondern ihnen auch einen weithin erkennbaren Platz zu geben. Auf italischem Boden findet man diesen Sonderzweck dadurch betont, daß man den Turm, den Glockenturm, *neben* die Kirche stellt, offenbar aus dem Bestreben, die feierlich symmetrische Haltung des eigentlichen Kirchenbaues nicht zu stören. Man geht wohl nicht fehl, wenn man hier eine Auswirkung des noch stark nachwirkenden antiken Tempels sieht, der dort noch in zahlreichen Beispielen vorhanden war. Mit seiner Haltung ließ sich in der Tat ein Turm schwer unmittelbar vereinigen. Anders in den nördlichen Ländern, deren Klima ganz von selbst zum steileren Dach führt. Diese Steilung des Daches bringt auch allgemein eine Abwendung von dem flach gelagerten Bau in eine mehr senkrechte Richtung mit sich. Mit einer



Eine romanische Basilika

solchen ließ sich dann auch ein Turm oder sogar deren mehrere leicht verbinden. Und so finden wir denn, daß die germanischen Kirchenbauten sich sehr wesentlich auf der Einbeziehung des Turmes in die Hauptschauseite aufbauen. Und zwar entwickelt man den Sockel dieses Turmes oder dieser Türme aus einem Raum, der sich allmählich immer regelmäßiger dem Kircheninneren vorlagerte: *der Vorhalle*. Je größer die Kirchen wurden, um so mehr widerstrebte es dem Gefühl, unmittelbar von der Straße in das Schiff einzutreten. Auch als Wärme- oder Kälteschutz ist dieser Vorraum aufzufassen. Da diese Vorhalle aber die Vorbereitung auf das hohe Schiff sein sollte, durfte sie nicht so hoch wie dieses sein. Es hätte aber den Eindruck der wichtigsten Schauseite, der Eingangsseite beeinträchtigt, wenn hier sich ein niedriger Anbau vorgelagert hätte. Man zog daher den Baukörper der Vorhalle in die Höhe, bis er das Kirchdach erreichte, ja man reckte ihn über das Dach hinaus und ließ ihn turmartig wachsen. Wir finden Bauten, bei denen die ganze Breite der Kirche sich zu einer turmartigen Masse erhebt (Bild Seite 260 links).

Aus dieser Baumassierung wächst dann manchmal noch ein einzelner Mittelturm heraus oder es entstehen zwei Seitentürme, die manchmal mit offenen Galerien miteinander verbunden sind. Oder man stellt die Türme einfach seitwärts und führt sie in Anlehnung an die äußere Chormauer selbständig hoch. Diese Anordnung führt dann oft dazu, in jeden Turmsockel eine Vorhalle zu legen, so daß Doppelportale entstehen. Aber zwei Türme genügen manchmal bei den sehr langgestreckten Kirchenschiffen nicht mehr und es treten noch zwei weitere hinzu, die sich oft über den Querschiffen entwickeln, oft aber auch neben ihnen am Chor stehen. Sind dazu noch die Vierungskuppel oder zwei Vierungskuppeln zu turmartigen Gebilden geworden, so muß ein sehr lebhaftes und stark bewegtes Bild entstehen, das die Stadtansicht krönt.

Weiterentwicklung im Innern

Auch im Innern hält die Phantasie mit dem ständigen Hinzufügen weiterer Räume Schritt. An die Querschiffe fügen sich Apsiden, die manchmal die Form selbständiger Kapellen annehmen, bis schließlich die Länge der ganzen Seitenschiffe und manchmal auch der Chöre von einem *Kapellenkranz* umgeben werden.

Die Zusammensetzung all dieser Baukörper wird dann allmählich derartig mannigfaltig, daß im Innern schwer überschaubare und durch ihre Fülle fast erdrückende Eindrücke entstehen.

„Romanisch" und gotisch

Die Kunstwissenschaft scheidet zwischen dem „*romanischen*" und dem „*gotischen*" Stil. *Obgleich die Entwicklung des letzteren an einem ganz anderen Punkte aufhört, als der erste angefangen hat, bedeuten beide Bauarten doch keineswegs scharf geschiedene grundsätzliche Unterschiede, sondern nur Gradunterschiede, die allmählich ineinander übergehen.* Man hat in dem Rundbogen und dem Spitzbogen die bemerkenswertesten Kennzeichen der beiden Stile gesehen, und es läßt sich auch durchaus belegen, wie zu dem gelagerten Rhythmus der frühen Zeit der Rundbogen paßt, während bei den späteren Bauten die Senkrechtentwicklung so stark alles beherrscht,



Kirche zu Klinga in Sachsen. 13. Jahrh.

daß auch der Bogen mit in sie einbezogen werden muß und nun ebenfalls so gestelzt wie irgend möglich ausgeführt wird. Die Entstehung des Spitzbogens scheint mit dem des Kreuzgewölbes einherzugehen. Wird ein solches nicht über einem quadratischen, sondern über einem rechteckigen Raume errichtet, so müssen die anschließenden Gurtbögen über die Schmalseiten des Rechteckes steiler gespannt werden, als über die Längsseiten. So müssen sich bei gleicher Scheitelhöhe verschiedene Bogenformen ergeben. Auf den Schmalseiten entsteht der gestelzte Bogen, der Spitzbogen, der durch seine nach oben strebende Linie so sehr der Neigung des 13., 14. und 15. Jahrhunderts entgegenkam, daß er zu einem der bemerkenswertesten Merkmale der gotischen Bauweise geworden ist. Trotzdem darf man nicht annehmen, daß der Unterschied zwischen den Bauten des 9. bis 12. Jahrhunderts und denen des 13. bis 15. Jahrhunderts allein in der Verwendung von einmal Rundbogen und dann Spitzbogen läge.

Das Wesentliche der Wandlung ist die verschiedenartige Herrschaft über den Baustoff. Der Germane beginnt, wie es gar nicht anders möglich ist, den Steinbau vorsichtig, tastend. Die Baumassen werden so stark und gelagert gehalten, damit sie sicher nicht einfallen. So herrscht anfangs die Waagrechte als betonte Ausdehnung. Erst allmählich beginnen sich die Bauten zu recken und zu strecken. Mit dem Hinzufügen von Seitenschiffen wird die Längswand des Hauptraumes durchbrochen und es entstehen nun mit einmal zwei Reihen von Öffnungen übereinander (oben Fenster, unten offene Durchgänge). Das nennt man das zweiteilige System. Aber mit steigender Erfahrung und Sicherheit den Konstruktionen gegenüber wird die Höhenausdehnung immer mehr betont. Man nimmt an der sehr hohen geschlossenen Wandfläche zwischen den Erdgeschoßbogenöffnungen und den lichtgebenden Fenstern in der Seitenwand eine weitere Aufteilung vor, um diese großen Flächen nicht ungeteilt und zu massig werden zu lassen. Man schiebt in sie schmale Umgänge ein, die sich nach dem Kircheninnern zu mit schlanken und schmalen Bogenstellungen öffnen, den sog. Triforien. Die Bedeutung des Umgangs für die Benutzung (der „Mönchsgang") ist ganz nebensächlich, so daß man ihn manchmal ganz wegläßt und nur Blenden anlegt. Absicht ist allein, die Wand leichter und aufgelöster zu machen. Dies nennt man das dreiteilige System. Gewisse Übersteigerungen haben sogar (in Westfrankenreich) zu einem vierteiligen System geführt.

Mit dieser Streckung in die Senkrechte ändern sich nun auch die übrigen Bauteile. Aus der Apsis war einmal der Chor geworden. Um die Trennung der Priesterschaft von der Laienschaft sichtbar zu machen, wird zwischen Chor und Schiff ein meist überaus kunstvolles Gitter gezogen, das man die Chorschranken nannte. In der Mitte dieser Schranken wurde häufig ein Lesepult eingebaut, der „Lettner". Diese Anlage wuchs sich dann zu einer steinernen Wand aus, die die Sicht in den Chor ganz abschloß. Chorschranken wie Lettner gaben den Künstlern reichlichen und willkommenen Anlaß, ihrem Gestaltungsdrange freies Spiel zu lassen. Anfangs führten nur wenige Stufen zu dem Chor hinauf. Allmählich aber hob man ihn bühnenartig, so daß der Chor nun gleichsam ein Stockwerk höher lag (der „hohe Chor"). In den unter dem Chor liegenden Keller legte man eine Art Unterkirche, die sog. Krypta (siehe Zeichnung Seite 262 und Bildseite 2, Schriftltg.).

Ursprünglich eine Gruft für Gebeine von



edrich

Das Münster zu Ulm
(Baubeginn 1377)

Aufn. Staatl. Bildstelle



Frühe Architekturskulpturen an der Schottenkirche zu Regensburg

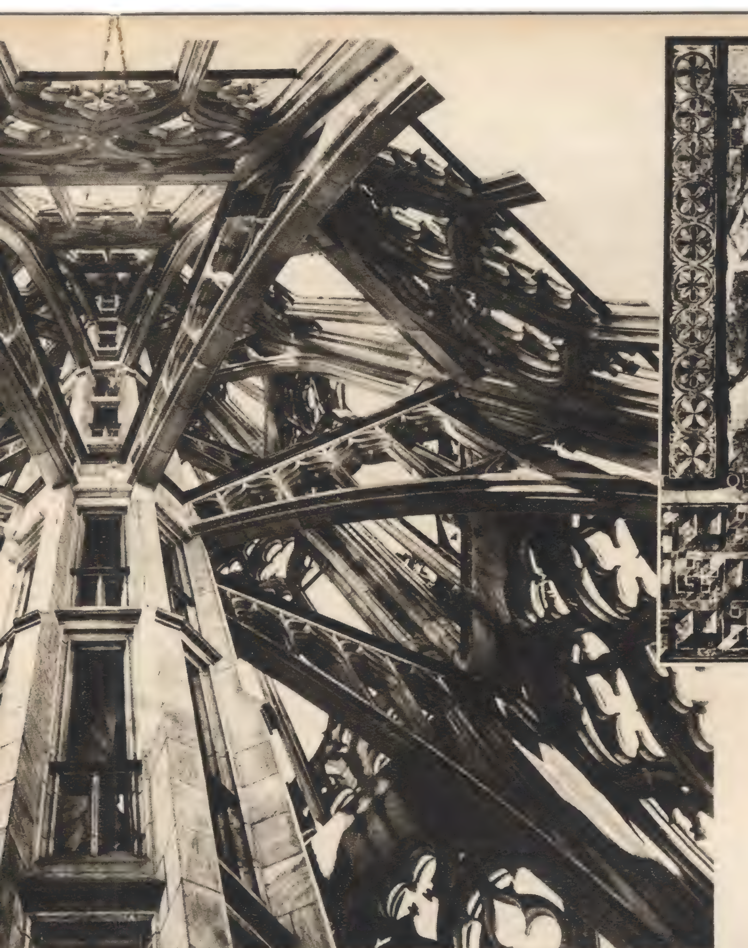


Innenblick im Ulmer Münst



Das Stammschloß des deutschen Ritterordens in Bad Mergentheim (Baubeginn 1219)

Kreuzgang im Kloster Walkenried



k im Ulmer Münsterturm



Wandmalerei

(Fresko in der Stiftskirche St. Georg, Reichenau 9. Jahrh.)

Aufnahmen:
Staatl. Bildstelle (4)
O. Breuer-Courth (1)
Theo Keller (1)

Ehem. Nonnen-Stiftskirche zu Gernrode

Ältester als Ganzes erhaltener Kirchenbau NO-Deutschlands, ein Hauptwerk ottonischer Kunst (gegründet 961)



Kloster Walkenried (Wende 13./14. Jahrh.)





Maßwerk im Ulmer Münster

„Synagoge" am Fürstentor des Bamberger Doms (13. Jahrh.)

Grabplastik des Bischofs Friedrich von Hohenlohe
(1351 von Wolfskehlmeister)

Medaillonteppich, deutsche Wollstickerei auf Leinen (1350)

Aufnahmen: Staatl. Bildstelle (3)
Justus Böttcher (1)

Märtyrern, wurde die Krypta dann eine Grabkapelle für hochgestellte Personen. Da eine Möglichkeit zur Anlage von „Lichtgaden", den hochsitzenden Fenstern des Mittelschiffes einer Basilika, nicht gegeben war, hielt man bei mehreren Schiffen diese gleich hoch, was wohl einen Anstoß gab zu der Erbauung der späteren

Hallenkirchen,

das sind Kirchen mit zwei, drei oder mehr gleich hohen Schiffen, die ihr Licht allein durch hohe Fenster in den Außenwänden der seitlichen Schiffe erhielten. Diese Form entspringt wohl dem Wunsche, einen hohen einheitlichen Saal entstehen zu lassen, in dem nur noch Reihen schlanker Säulen stehen bleiben, im übrigen aber eine zusammenhängende Halle entsteht. Nach dieser hat man solche von Mitte des 13. Jahrhunderts an entstehende Kirchen mit mehreren (zwei, drei oder mehr) gleich hohen Schiffen Hallenkirchen genannt. Anfangs überdeckt ein Langdach das Mittelschiff, an das sich rechtwinklig kleine Sättel mit Giebeln über die Seitenschiffe setzen. Später geht man auch zu riesenhaften Satteldächern über alle Schiffe hinweg über.

Weiterentwicklung und Ausgang

Mit der Aufnahme der gotischen Baugedanken schwand die Überhöhung des Chors wieder und er wurde nun meist nur einige Stufen über die Vierung überhöht. Dagegen fängt aber nun der Chor an, nach oben zu wachsen, bis sein Scheitel völlig die Höhe und der Grundriß die Breite des Mittelschiffes erreicht, das nun gewissermaßen über die Vierung hindurchschießt und so in der Längsrichtung ein einheitlicher mächtiger Raum entsteht. Dem haben die gotischen Kirchen nicht zum kleinsten Teil ihre gewaltige Raumwirkung zu danken. Diese Entwicklung geht nun mit einer entsprechenden Umbildung aller einzelnen Bauteile einher. Die vielen Türme und Vierungskuppeln verschwinden und die Erhebungen sammeln sich in ein oder zwei mächtige Turmspitzen aus durchbrochenem Maßwerk, Wimpergen, Fialen und Kreuzblumen. (Die Zisterzienser lassen den Turm überhaupt weg.) Diese Turmpyramiden nehmen riesenhafte Ausmaße an oder werden doch in solchen geplant, so daß die Ausführung und die Vollendung oft nicht mit dem mächtigen Wollen Schritt hält. Die geschlossenen Wände der einstigen frühen Basiliken lösen sich mehr und mehr auf und werden nur noch zu immer schlankeren Pfeilern oder Bündeln von Stäben, die vom Fußboden bis zur Decke emporsteigen. Der Raumabschluß wird zu einem steinernen Gitter, dessen Öffnungen mit farbigen Glasfenstern geschlossen werden. Der ganze Bau scheint nur noch auf ein einziges Ziel hinzudrängen: wie es möglich ist, die Last der Decke wie schwebend von zarten Stengeln tragen zu lassen. Die ganze Konstruktion löst sich auf in Kraftlinien, die die Schwere in unsichtbaren Kanälen zur Erde hinableiten und unschädlich zu machen scheinen. Um den Seitenschub dieser überhohen Gewölbe aufzufangen, fügt man von außen mächtige Pfeiler an, ja, man spannt steinerne Brücken zu noch weiter außenstehenden Pfeilern, die dazu bestimmt sind, die Schwerkräfte in unschädliche Bahnen zu lenken. Alle diese Konstruktionen liegen völlig frei und geben über jede Kraftlinie Auskunft (Bild Seite 263, Gotische Basilika).

Die Schwerkraft scheint endgültig überwunden, die Pfeiler schießen auf wie ein Feuerwerk von Raketen, die im Himmel in Funken versprühen, um in goldenen Tropfen niederzurieseln. Die Gewölbe, sonst so sicher lastend aufgetürmt, fangen an zu flackern und seltsame netzförmige Gebilde nachzuahmen, die flammend bewegt sind. Die Fenster nehmen Riesenausmaße an und steigen in die Höhe von 25 Meter und mehr empor. Die steinernen Pfeiler, die sie teilten und die Verglasungen aufnahmen, verlassen ihre mathematisch abgezirkelte Form und nehmen an der allgemeinen Bewegtheit teil. Ihr Netzwerk verläßt das steinerne Wesen und wird zu einem zarten Spitzenklöppelwerk, formt riesenhafte Rosetten, Fächer und Bänder. Es rankt über den gesamten Innen- und Außenraum und überzieht wie wucherndes Rosengestrüpp die Portale, die Fensterverdachungen, klettert an dem Strebewerk und den Pfeilern empor, zieht sich über das Dach bis in die Turmspitzen, aus denen riesenhafte steinerne Blumen herauswachsen, die sich zum Lichte emporstrecken (zwei Zeichnungsseiten).

Hier scheint die Gotik an eine Grenze

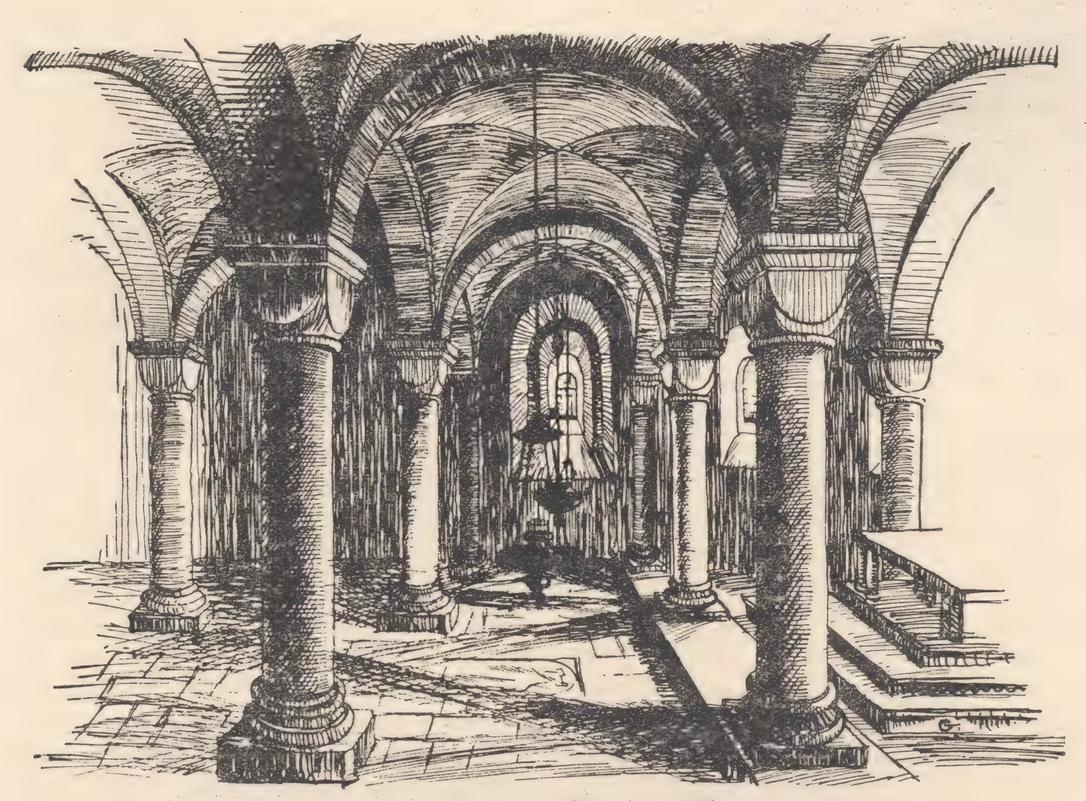
ihrer Entwicklung gekommen, über die es kein Hinaus mehr gibt. Die statischen Möglichkeiten des Steines sind bis zum letzten ausgenutzt und die Freude an reicher Gestaltung hat sich bis zur Überladung mit Einzelformen gesteigert. Wo man weitere Entwicklungen sucht, enden sie in Spielereien und Künsteleien, die den Gesamtwert des Bauwerkes mindern. Will man Gebiete finden, auf denen sich die hohe Kunst und das zu so vollendeter Höhe entwickelte Handwerk der Spätgotik noch lange hielt, so muß man das nicht bei den Sakralbauten, sondern bei der bürgerlichen Baukunst, den Rathäusern und im Wohnhaus tun, wo sich das in der Spätgotik Erreichte noch Jahrhunderte hielt oder wo man doch zum mindesten den wesentlichen Aufbau der Häuser dieser Entwicklung verdankt.

Weltliche Kunst des Mittelalters

Eines der unvergänglichsten Ruhmesblätter der Gotik ist ihr Städtebau. Die Kunst, wie diese Zeit es versteht, ihre sehr verschiedenartigen Bauten zu einer Gesamtform zu ordnen und Außenräume und Gestalt von Straßen und Plätzen entstehen zu lassen, ist mindestens so hoch zu schätzen, wie ihr Kirchenbau, wie man sich überhaupt davor hüten muß, in den Sakralbauten allzu ausschließlich den einzigen oder wichtigsten Ausdruck einer Zeit zu sehen. So geht es gerade bei dem Worte gotisch, zu dem sich gewohnheitsmäßig sogleich das Wort Dom hinzugesellt.

Wehrbauten

Ein Gebiet darf hier vor allem nicht vergessen werden, das der Wehrbauten. Was das Mittelalter aus ihnen geschaffen hat, ist zwar, gemessen an unseren heutigen Angriffs- und Verteidigungsmitteln, überholt und militärisch bedeutungslos. Baukünstlerisch gewertet gehört es jedoch zu dem herrlichsten, was germanischer Geist gestaltet hat. Denn der heldische



Krypta im Speyrer Dom (um 1000)
Kaisergruft der salischen Kaiser (1024–1125) und späterer Könige. Die Särge wurden 1689 und 1794 von Franzosen zerstört



Eine gotische Basilika

Sinn und das Rittertum jener Tage, also das Beste, was sie hervorgebracht haben, findet seinen völlig entsprechenden Ausdruck in den mittelalterlichen Burgen und Stadtbefestigungen. Es mindert bei ihnen nicht ihren Wert, wenn sie entsprechend ihrem Sinn mehr in mächtigen Massen als in kunstvoller Einzeldurchbildung sprechen. Aber gerade *die Grundforderungen an das bauliche Kunstwerk, die rhythmische Verteilung der Baumassen und die machtvolle Sprache dessen, was das Werk ausdrücken soll, sind bei diesen Bauten in vollendeter Weise erfüllt.*

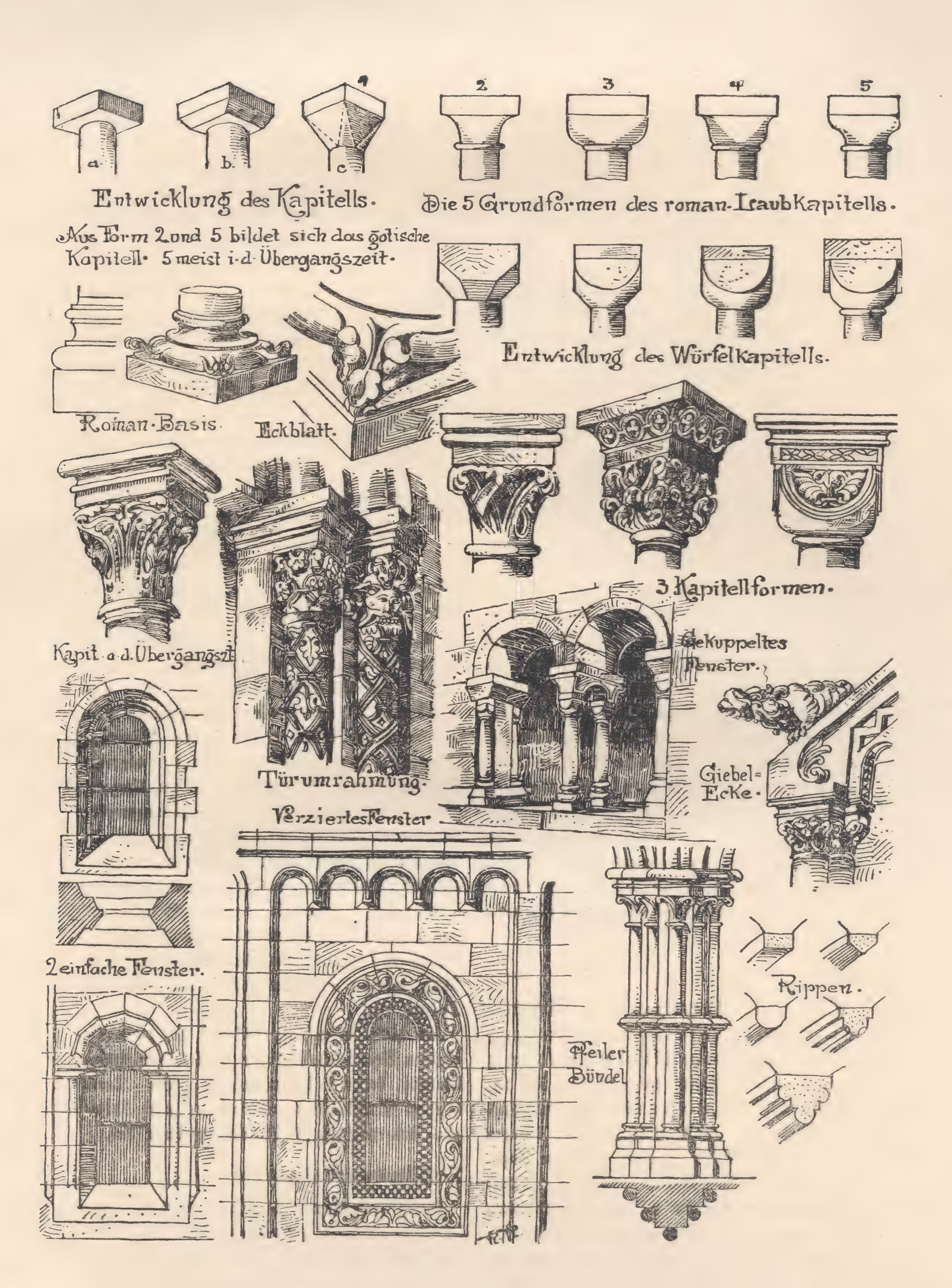
Klöster

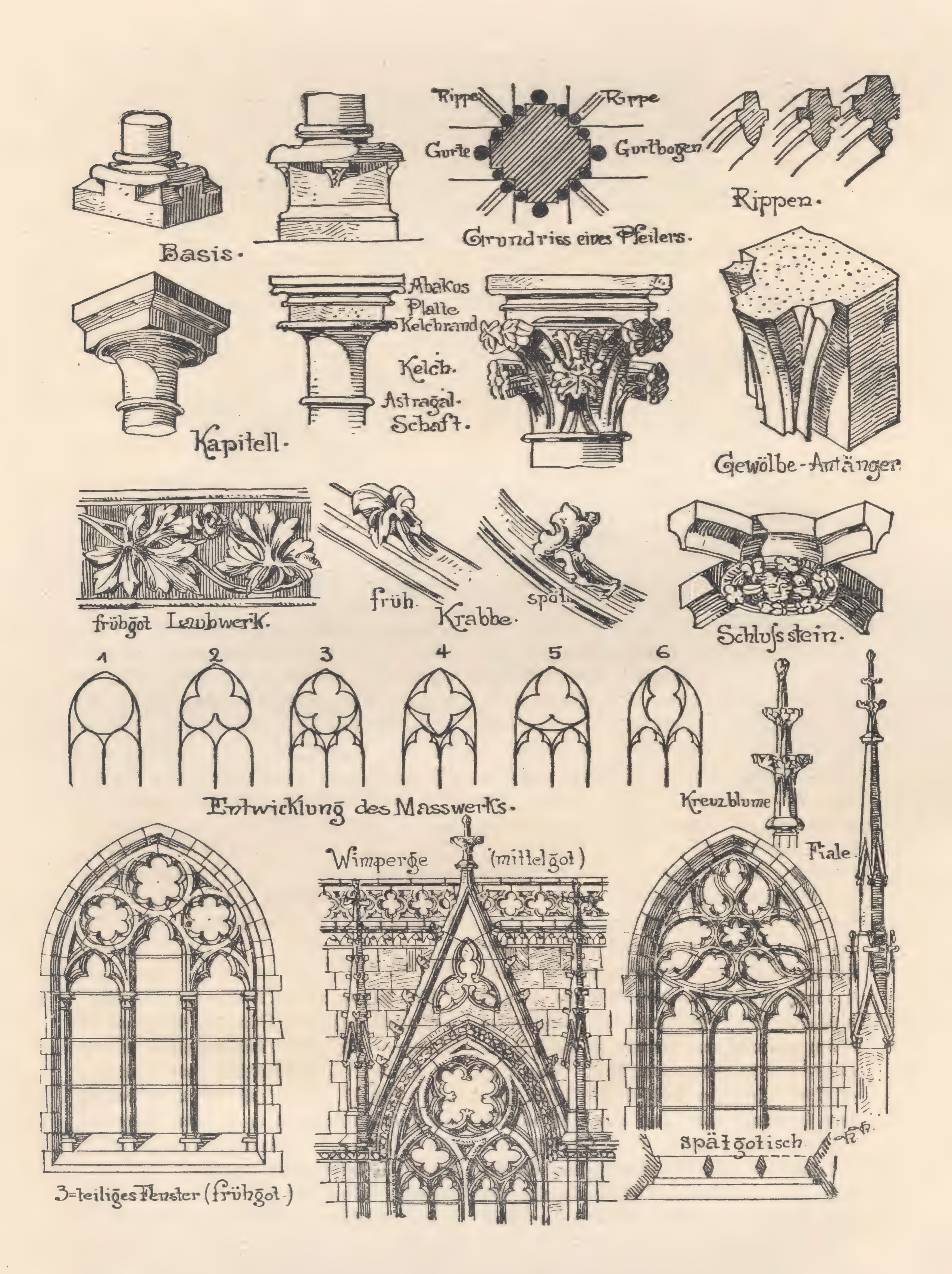
Neben dem Kirchenbau werden besonders noch die *Klosterbauten* bedeutungsvoll, die stets in eine örtliche Einheit mit den Kirchen gebracht wurden. Denn diese wurden fast nie losgelöst von allen anderen räumlichen Bindungen einzeln auf einen Platz gestellt, sondern immer in eine Gruppe anderer Gebäude eingebunden, die sich unmittelbar anschlossen. Meist waren das Klosterbauten mit dem ausgedehnten Verwaltungs- und Wirtschaftsapparat, den sie brauchten. Die Kirche war gar nicht als freistehendes Monumentalgebäude gedacht, sondern kehrte allein dem Platze oder der Straße als Hauptzugang eine Schauseite mit dem Portal zu. Meist ist das die der Apsis oder Chor gegenüberliegende Schmalseite, wie bei der alten Basilika. Diese Schauseite wird durch die Betonung des Portals, auf die sich oft die ganze Kunstbetätigung sammelt (siehe Schulungsbrief Folge 11/1935, Bildseite 1, Portal des Straßburger Münsters) und ragende Turmaufbauten hervorgehoben. An die Seitenschiffe schließen sich dagegen meist geschlossene Höfe an, die die Verbindung mit den Wohnbauten herstellen. Bei den Klöstern haben diese Höfe eine ganz besonders kunstvolle Ausgestaltung durch die *Kreuzgänge* gefunden. Diese Kreuzgänge sind Verbindungsgänge vom Kloster zur Kirche, die allmählich zur Wandelhalle wurden. Sie umschließen ein Rechteck, dessen eine Seite die Kirchenseitenwand bildet, das meist als Gärtchen, seltener als Hof ausgebildet war, und in die man aus den offenen Bogenhallen, die den Umgang bilden, hineinschauen kann. Die Kreuzgewölbe folgen den Konstruktionen und Formen, wie sie auch für die gleichzeitigen Gewölbe in den Kirchenschiffen verwendet werden. Meist in die der Kirchenwand gegenüberliegende Seite wird in der Mitte ein kapellenartiger Bau eingeführt, der einen Brunnen enthält. Manchmal aber finden wir den Brunnen auch in der Mitte des Hofes.

An diese Kreuzgänge schlossen sich meist die übrigen Gemeinschaftsräume. Auch die technischen Bauten solcher Klosteranlagen, ihre Kornhäuser, Mahlmühlen, Weinkeller mit Kelter usw. sind meistens Meisteranlagen ihrer Art.

Wohnbauten und Städtebau

Ganz besondere Beachtung verdient das *Bürgerwohnhaus* des Mittelalters, das im Grunde alles das wertvolle schafft oder doch vorbereitet, was wir im Laufe der späteren Ent-


a.
b.
c
1
2
3
4
5
Entwicklung des Kapitells.
Die 5 Grundformen des roman. Laubkapitells.
Aus Form 2 und 5 bildet sich das gotische Kapitell. 5 meist i. d. Übergangszeit.
Entwicklung des Würfelkapitells.
Roman. Basis.
Eckblatt.
3 Kapitellformen.
Kapit. a. d. Übergangszt.
Türumrahmung.
Gekuppeltes Fenster.
Giebel-Ecke.
Verziertes Fenster
2 einfache Fenster.
Rippen.
Pfeiler Bündel


Rippe
Rippe
Gurte
Gurtbogen
Rippen.
Basis.
Grundriss eines Pfeilers.
Abakos
Platte
Kelchrand
Kelch.
Astragal.
Schaft.
Kapitell.
Gewölbe-Anfänger
frühgot. Laubwerk.
früh.
Krabbe.
spät.
Schlussstein.
1
2
3
4
5
6
Entwicklung des Masswerks.
Kreuzblume
Fiale.
Wimperge
(mittelgot.)
spätgotisch
3=teiliges Fenster (frühgot.)



Torhalle in Lorsch, Hessen
Mit das älteste Bauwerk Deutschlands (Karolingische Zeit)

wicklung an großen Leistungen antreffen. Die häufigste Form ist das hohe Giebelhaus, mit dem Giebel der Straße zugekehrt (siehe Titelkopfzeichnung zu dieser Arbeit: Das Knochenhaueramtshaus zu Hildesheim). Mit der Umwehrung der Städte mußte man mit dem Bauplatz innerhalb des Mauerringes haushälterisch umgehen, denn die Wallmauern durften nicht länger werden, als man sie mit Mannschaften besetzen konnte. So drängten sich auch die Häuser nahe aneinander. Nur darf man sich die mittelalterliche Stadt nicht so vorstellen, als ob in ihr nur Enge und Düsterkeit geherrscht hätten. Hinter den Häusern lagen meist große und tiefe Gärten, die ja für die Ernährung der Bevölkerung eine Lebensnotwendigkeit waren und auch nicht alle Gassen waren eng. Die Hauptstraßen waren ansehnlich breit und auch die Plätze so angelegt, daß sie nicht allein die an ihnen aufgestellten öffentlichen Gebäude zur besten Wirkung brachten, sondern auch diese selbst reichlich Licht und Luft erhielten. Eine besondere Lieblingsform des bürgerlichen Mittelalters war das Rathaus, in dem der Bürgerstolz seine sichtbare Vertretung erblickte und für das er daher große Opfer brachte. So erscheint uns die mittelalterliche Stadt als Gesamtkunstwerk immer mehr an eine Stelle zurücken, nach der wir auch heute noch mit stillem Neid sehen. Denn sie hat uns Städtebilder von einer wunderbaren Schönheit und restlosen Harmonie geschenkt, die nicht allein dort, wo sie noch erhalten sind, in alter Herrlichkeit strahlen, sondern uns auch heute noch Lehren geben, ohne die uns der nötige Unterbau für eine gegenwärtige Städtebaukunst fehlen würde.

Die Bildhauerkunst

Im Anfang des Mittelalters war die Bildhauerkunst noch ganz Dienerin. Sie war im Grunde ein Teil der Architektur, wie denn auch der Steinmetz praktisch gleichbedeutend mit dem Architekten ist. Die Kunst, die verschiedensten Darstellungen nicht allein auf der Ebene mit Umrißlinien und farbigen Flächen zu geben, sondern sie ins räumlich Erhabene, wie die Naturform selbst zu steigern, wurde im frühen Mittelalter auf deutschem Boden eigentlich nur noch als Kleinkunst gepflegt und hing meist mit dem Buchschmuck zusammen. Für Bücher wurden

Deckel erhaben in Elfenbein geschnitzt oder in Gold getrieben und mit Edelsteinen versehen (siehe mittlere Bildseite im Schulungsbrief 6/1936: Buchdeckel in Elfenbeinplastik). Die Kunst der freistehenden Figur, des „Standbildes", die in der Antike bis zur höchsten Vollendung entwickelt war, mußte in Deutschland erst langsam erobert werden. Wir wissen zwar von sehr frühen Werken, die die Germanen auf ihren Wanderzügen, wenn sie mit der Antike in Berührung gekommen, hervorbrachten, so z. B. von einem Standbild (Reiterstandbild?) des Theoderich, das leider zerstört worden ist. Aber alles andere ist irgendwie mit Gebrauchsgegenständen verknüpft und hält so doch sehr häufig die Mitte zwischen bildlicher Mitteilung und Kunstgewerbe. Es bedurfte Jahrhunderte, um die Bildhauerei von diesen Bindungen zu lösen und aus ihr eine selbständige Kunst zu machen.

Frühwerke

Als eine der bekanntesten Werke auf diesem Wege der Entwicklung sind die 16 Reliefdarstellungen biblischer Szenen vom Anfang des 11. Jahrh. zu nennen, die in Bronzeguß heute die Türflügel am Dom von Hildesheim schmücken. Wir bewundern an ihnen mehr die naiv dramatische Ausdrucksfähigkeit, als die eigentliche räumliche Körperbeherrschung. Auch scheint die Malerei noch immer die heimliche Führung auch im plastischen Werk zu haben. Wenn diese Hildesheimer Türen nicht aus Bronzeguß (der in seinem handwerklichen Können die Erinnerung an die Höhe germanischer Gußkunst wachruft) hätten sein müssen, so hätten sie wohl auch mit Farben gemalt werden können, ohne etwas von ihrer Eindrucksstärke einzubüßen (siehe Bilderteil, letzte Seite).

Ein echt räumliches Werk begegnet uns zuerst in einem seltsamen Standbild: einem stehenden großen Löwen, der sich brüllend aufrichtet und von Heinrich dem Löwen noch zu seinen Lebzeiten wohl als eigenes Sinnbild in Braunschweig vor dem Palast errichtet wurde. Bis weit ins 12. Jahrhundert bleibt die Plastik im übrigen aber in auffallender Abhängigkeit von der Malerei oder, genauer gesagt, von der Buchkunst, die sich im engen Rahmen der Bibelgeschichte oder der Heiligenlegenden bewegte und meist recht schablonenhaft wirkt. Eine nach Ort und Anwendung aus dem Rahmen herausfallende große Plastik finden wir als Hochrelief in die Felsen der Externsteine hineingearbeitet: eine Kreuzabnahme, deren starre Figuren noch ein seltsames Ringen mit der Form anzeigen. Merkwürdig erscheint auf diesem Bildwerk eine geknickte Irminsul, auf die die Figur des Joseph von Arimathia hinaufgestiegen ist, um den Leichnam zu lösen. So vergessen gemacht hatte die christliche Kirche den Deutschen die heiligen Symbole ihres eigenen Blutes.

Die Stauferzeit

Die meisten Werke finden wir als Reliefs auf Türbogenfeldern (Tympanon) wie im letzten Schulungsbrief bereits ein aus Remagen stammendes Beispiel zeigt, sowie als Altar- und Grabplastik. Die Befreiung vom Hintergrund, die Lösung als freies „Standbild" vollzieht sich erst im 13. Jahrhundert. Man muß sich davor hüten, in die älteren Werke mehr hineinzugeheimnissen, als wirklich in ihnen zu finden ist, und wertvolle Aufschlüsse für Altertumsforscher mit Werten künstlerischer Art zu verwechseln. Was das ganze 12. Jahrhundert füllt, ist doch vielfach erst die Vorbereitung für eine Blüte, die mit einmal und ganz plötzlich einsetzt, dann aber gleich in einer Herrlichkeit, wie sie vor und nachher auf deutschem Boden nie wieder erstanden ist. Sie fällt zusammen mit der großen Zeit der Hohenstaufen, dieser ritterlichsten Kaiserzeit, die immer die heimliche Sehnsucht der Deutschen geblieben ist. Mit ihr kommt eine weltfreudige Kunst auf, die nichts mehr mit jenen archaischen Symbolen zu tun hat, die sich durch die Jahrhunderte hindurchschleppen, alle etwas bedeuten sollen, für den Deutschen aber mehr Hülle als lebendiger Körper sind.

Die Bildhauerkunst übernimmt nun die Führung und entdeckt den lebenden Menschen und seine Schönheit. Und diese Schönheit ist nicht geliehen oder blutleer, sondern sie ist die des nordischen Menschen in seiner edelsten Ausprägung. Das vordem so wichtige, das Illustrative, tritt zurück und wird völlig Nebensache.



Die Kreuzabnahme an den Externsteinen im Teutoburger Wald

Darstellung neben einer 1115 geweihten Felsenkapelle

Es läuft zum Schein zwar noch nebenher, aber wenn man es ganz vergäße, würde das Werk dadurch nicht ärmer. Im Gegenteil: das was der Künstler dem Besteller, der Kirche, zuliebe noch mitliefern muß, die angebliche symbolische Bedeutung seiner Figuren im Rahmen der christlichen Dogmatik, wird zum Ballast und fällt für einen jeden Beschauer ab, wenn er mit offener Empfänglichkeit für den gar nicht mißzuverstehenden eigentlichen Inhalt des Kunstwerkes an dieses herangeht. Ein jedes Kunstwerk ist ein eigenes Bekenntnis. Bei den großen Kunstwerken des 13. Jahrhunderts lautet dieses Bekenntnis zu nichts anderem, als zu der Herrlichkeit des heldischen Menschen aus nordisch-germanischem Blute. Solche Werke finden wir vor allem im Bamberger Dom, im Naumburger Dom, in Magdeburg und im Straßburger Münster. Wer die große nordische Kunst des Mittelalters kennenlernen will, muß sich in diese Werke vertiefen, die ihm mehr vom Zielbild deutschen Wesens zu geben vermögen, als alles, was später ganze Jahrhunderte hervorgebracht haben. Allem voran der Bamberger Reiter, dessen Kopf allein wegweisend ist für deutsche Jugend, deutsche Geistigkeit, heldisches Rittertum. Dann die wundervollen ebenbürtigen Frauengestalten, die uns vor allem sagen, daß sie aus edelstem germanischem Blute herkommen, berufen und dazu bestimmt sind, starke Gefährtinnen des gleichblütigen Mannes und Mutter kommender Geschlechter zu werden. Durch all das werden sie echt deutsche Kunstwerke und Bekenntnisse zum nordischen Blute. Zu ihrem Verständnis und zu ihrem Erfassen braucht man keineswegs die seltsamen Bezeichnungen wie „Synagoge" oder „Kirche", denn mit diesen Begriffen läßt sich keine Beziehung zu den germanischen Edelfrauen herstellen, wie sie uns in den Bildwerken zugleich wirklichkeitsentrückt und dabei doch so lebendig gegenüberstehen.

Gotik ist nordisch, nicht „französisch"

Als Wunschbilder edelsten Deutschtums müssen sie also verstanden werden, und nicht als Sprachrohre irgendeines theologischen Disputes. In diesem Sinne müssen auch die Ergebnisse der Kunstwissenschaft verstanden werden, die die unverkennbaren engen Zusammenhänge zwischen den gotischen Bauwerken und Bildwerken feststellen, soweit sie sich auf heute französischem Boden und solchen auf deutschem Boden befinden. Man hat lange Zeit diese Beobachtungen in die sehr mißverständliche Form gekleidet, die Gotik „käme aus Frankreich" und der Deutsche hätte sie gleichsam erst von dort bezogen. Eine solche Darstellung beruht auf der irrigen Vorstellung, in dem Westfrankenreiche des 12. und 13. Jahrhunderts ein Volk nach dem Bilde des heutigen Franzosen zu sehen. Die Teilung der politischen Herrschaft in den Verträgen von Verdun und Mersen war eine Teilung in Machtbezirke, aber doch keine Trennung des Blutes, das auch in Westfranken in den herrschenden Schichten mindestens ebenso nordisch war, wie im Ostfrankreich. Und dieser Blutsbestand hatte auch in den neun bis zehn Generationen, die seitdem verstrichen waren, sicherlich keine grundlegende Änderung erfahren, wenn sich auch französische Sprache und französisches Wesen abzuheben begannen. Jedenfalls ist man auf falschem Wege, wenn man sich die damaligen herrschenden Schichten beider Länder als artfremd vorstellt. Die Entnordung Frankreichs beginnt erst viel später, als die Werke in Reims, Amiens und Chartres entstehen, die in ihrer Haltung durchaus nordisch sind. Denn gewisse raumgebundene Abtönungen finden wir nicht allein zwischen den ost- und westfränkischen Werken, sondern oft viel stärker auf dem Boden, der heute von den Grenzen des Deutschen Reiches bestimmt wird.

Ausgang

Die Höhe der Kunst, wie sie die Stauferzeit hervorbringt, hält sich nicht lange, sondern ein Absinken der Kurve im 14. und 15. Jahr-

hundert ist unverkennbar. Genau so, wie das politische Leben in Verfall gerät, als es der einheitlichen Führung der Kaiserzeit entbehrt, genau so fehlt der Kunst die große einheitliche Linie, wie sie eben nur ein gemeinsames staatliches Ziel hervorbringen kann. Gerade das verdient heute unsere besondere Aufmerksamkeit. Wohl sehen wir anstatt der Zentralgewalt ein starkes Aufblühen des Städtewesens, mit dem die Entwicklung eines stark beobachtenden Wirklichkeitssinnes einhergeht, der in der Kunst köstliche Meisterwerke im Geschichtenbilde des Kleinlebens hervorbringt. Die noch immer überwiegenden Darstellungen aus der jüdischen Geschichte werden unter der Hand zu Schilderungen des deutschen Volkslebens; die angestrebte Naturtreue führt jedoch nicht immer den Weg zur höheren Kunstleistung, sondern manchmal auch zum Hausbackenen, manchmal zur Verkünstelung.

Daneben begegnen wir aber auch einer Abkehr von der gesunden Verweltlichung, wie sie das 13. Jahrhundert hervorgebracht hatte. In der deutschen Kunst kommt wieder die dem Germanen artfremde Zielsetzung weltfremder asketischer Bestrebungen auf. Die Ekstase, eine völlig unnordische Gebärde, dringt über den Weg des Orients auch in unsere mittelalterliche Kunst ein und bringt dort Zerrbilder hervor, die uns wie ein Krampf anmuten, in die ein vordem gesunder Organismus verfällt, wenn er Unassimilierbares in sein Fleisch und Blut aufgenommen hat. (Parallelerscheinungen zum Flagellantentum.)

Die reife spätgotische Kunst der Plastik, wie sie uns dann das 15. Jahrhundert in ihren großen Meistern des Realismus bringt, steht auf der Grenzscheide unsres Themas. Männer wie Veit Stoß, Adam Kraft, Peter Vischer, Michael Pacher, Riemenschneider können kaum noch im eigentlichen Sinne zum Mittelalter gerechnet werden, bedürfen jedenfalls mit der Fülle ihrer Erscheinungen eine eigne Behandlung.

Die Malerei

Die Malerei spielt im Mittelalter eine andere Rolle, als wir uns heute unter dem uns geläufigen Begriff vorstellen. Ihres Werdeganges war schon im vorigen Schulungsbriefe gedacht, als angedeutet wurde, wie die bildhafte Flächendarstellung aus der Buchschmuckkunst herkommt, die mit schablonenhaften Zeichen den Text begleitet. Diese oft recht handwerkliche Tätigkeit der Schreiber erhebt sich selten in eigentliche künstlerische Gebiete, bedeutet aber für die wissenschaftliche Forschung wichtige und unentbehrliche Handhaben.

Die Wandmalerei

Aus dem Stil dieser Buchmaler entwickelt sich nun schon im frühen Mittelalter die Wandmalerei. Da sie auf und mit einem weit vergänglicheren Werkstoff arbeitet als die Baukunst und die Bildhauerei, ist von ihr weit weniger auf die Nachwelt gekommen, als von diesen beiden Schwesterkünsten, und auch das nur in verblaßten und abgebröckelten Resten. Das Schlimmste ist aber, daß sich das restaurierungswütige 19. Jahrhundert dieser Reste in einer Weise angenommen hat, die lebhaft an den Bären erinnert, der seinem Herrn eine Fliege von der Nase verscheuchen wollte und ihm zu diesem Zwecke einen Felsstein auf den Kopf schmeißt.

Trotzdem aber haben wir eine genaue Vorstellung davon, welche Aufgaben die Wandmalerei erfüllte. Wenn man einen Vergleich nicht völlig wörtlich nehmen will, so könnte man sagen: die Baukunst gab ein Rahmenwerk, das die Hauptsache bildete. Zwischen diesem Rahmen entstanden füllende Mauerflächen. Und um diese wie auch die Säulen und Pfeiler nicht kahl und ungeschmückt zu lassen, überzog man sie mit farbigem Schmuckwerk, dessen Rhythmus den Grundformen der Architektur angepaßt sein mußte. Das bildete die eigentliche Aufgabe der Malerei. Selbstverständlich wird man sich die Gelegenheit, diese Schmuckflächen auch mit lehrhaftem oder erbaulichem Stoff zu füllen, nicht haben entgehen lassen. Aber ihr Ort weist immer mehr auf schmückendes Beiwerk, als auf eine Hauptsache, um die dann erst die Architektur ihren dienenden Rahmen spannte, wie es etwa beim Altar der Fall ist. Diesen Weg findet eigentlich erst recht die Zeit der Frührenaissance auf italischem Boden, während zur gleichen Zeit in Deutschland das

Mauerwerk sich immer mehr in tragendes Pfeilerwerk auflöst, dessen Öffnungen mit Glasfenster geschlossen werden.

Die Glasmalerei

Auf diese Glasfenster überträgt sich nun im Norden die bildmäßige Flächendarstellung. Aber auch Glas ist ein gar zerbrechlicher Stoff, und so sehen wir heute die Riesenfenster unsrer gotischen Kirchen meist mit Glasbildern geschlossen, die von den einstigen Originalwerken im günstigsten Falle nur noch ein paar Scheiben haben, während völlig erhaltene Glasfenster zu den größten Seltenheiten gehören.

Die Wirkung eines Raumes, der ringsum allein durch das magische Licht leuchtender Teppiche erhellt wird, erhöht die weltabgeschiedene Stimmung eines Kirchenchores in seltsamer Weise. Denn die Bilder und Schmuckflächen erhalten ja nun ihr Licht nicht durch auffallende, also reflektierte Strahlen, sondern vermittels durchscheinenden Lichtes, das den Weg durch das gefärbte Glas nehmen muß. Und da gar kein anderes eindringendes Licht den farbigen Fenstern ins Gehege kommt, ist es selbstverständlich, daß sie in der Tat den Raum beherrschen. Andererseits ist aber auch zu verstehen, daß die Glasmalerei in keiner andern Raumart Boden fassen konnte, als im Chor oder in der Hallenkirche. Denn kein Saal oder sonstiger Gebrauchsraum kann sich einer derartigen Tyrannis des farbigen Fensters unterwerfen.

Das Bild

War die Glasmalerei ein Zweig der Malerei, der sich gewissermaßen seitlich entwickelt, so gibt es auch Betätigungen, die gradlinig zu der uns geläufigen Malerei führen: eine Kunst, die das Bild als Selbstzweck will. Das mittelalterliche Wandbild tut das, wie schon gesagt, nicht.

Diese Entwicklung, die Darstellung des Raumes durch die Malerei als eigentlichen Zweck der Kunst, folgt erst viel später. Der Ort, von dem aus sich diese Malerei entwickeln sollte, war der Altar, auf dem sich nun immer mehr die höchste Kunstentfaltung sammelte und verdichtete. Nicht allein, daß man seinen Rahmen, das Altargehäuse, immer kostbarer ausgestaltete und schmückte; auch der Inhalt des Gehäuses, die Darstellung einer oder mehrerer Personen aus der christlichen Glaubenslehre wurde mit immer lebhafter werdendem Wirklichkeitssinn durchgeführt.

Die Technik der Malerei

Eine sehr geläufige Überlieferung erzählt, daß die Brüder van Eyck die Ölmalerei erfunden hätten und erst seitdem diese haltbaren Farben die Wasserfarben abgelöst, und mit ihren satten, tiefen Tönen ersetzt hätten, wäre die Entwicklung der eigentlichen Malerei möglich gewesen.

Diese Darstellung stimmt nicht mit der Wirklichkeit überein, denn sie verwechselt den Sinn der gefirnißten Malerei mit der an sich glänzenden Ölfarbe. Tatsächlich handelt es sich bei den Bildern bis zu Ende des 16. Jahrhunderts wohl um gefirnißte Tempera, also um wassermischbare Farben, deren Bindemittel anfangs Ei und Harze waren. Die Erfindung der Brüder van Eyck wird darin bestanden haben, daß sie die Emulsionen des Öles für die Malerei nutzbar machten. Ihre Malerei war also eine Öl-Tempera, die demgemäß mit Wasser mischbar war, und uns deshalb den zarten Farbenauftrag und die feine Zeichnung erklärt, die mit dem dicken Farbbrei der reinen Ölfarbe gar nicht möglich ist. Diese konnte erst Verwendung finden, als man sich auf große, auf Entfernung hin wirkende Darstellungen einstellte. Aber da die reine pastose Ölfarbe sich nie mit derselben Leuchtkraft hält, wie die Temperafarben, ist es sehr fraglich, ob sich die Klassiker der „Renaissance" und des „Barock" jemals der reinen Ölfarbe bedient haben.

Die Wirklichkeitsdarstellung

Diese Möglichkeit führt dazu, statt der statuarischen Einzeldarstellung nun den Gesamtraum mit Menschen und Landschaft, wie er sich dem Auge darbietet, überzeugend wiederzugeben. Mit dieser Möglichkeit und dem allmählichen Zurücktreten der zur hohlen Form erstarrten Zeichen bietet sich nun dem mit offenen Augen für die Wirklichkeit begabten Künstler ein neues Betätigungsfeld. Der Ort bleibt noch immer der Altar, dessen Rahmen sich nun aber weitet und Dinge der Umwelt mit in die heilige Handlung zieht, die sich durch Schönheit oder ausdrucksvolles Gepräge dem Auge empfehlen. Diesem Schilderungsdrang bietet nun das eigent-

liche Altargemälde nicht mehr genug Fläche. Und so geht man dazu über, auch die Flügel mit in das Bild hineinzuziehen. Der Altar ist ja nach alter Herkunft ein Schrein, dessen Türen nur für die gottesdienstliche Handlung geöffnet werden. Die Innenwand des Kastens birgt die Hauptdarstellung. Nun aber zieht man auch die aufgeklappten Innenseiten der Türen (der „Flügel") mit in das Bild hinein, ja, man bemalt auch die äußeren Seiten der Türen. Und da die Maler gar nicht genug Fläche bekommen können, um den „goldenen Überfluß der Welt", den ihr Auge erfaßt, mitzuteilen, vergrößern sich auch die Altäre, die nun oft doppelte Türen zum Klappen erhalten und so fast die ganze Breite des Chores füllen.

Die Eroberung des Raumes

Das Ziel ist nunmehr eindeutig die Eroberung des Raumes für die Malerei. Der stoffliche Vorwurf bleibt allerdings noch die dogmatische Verkörperung der christlichen Lehre mit ihren feststehenden Figuren, den Vorgängen aus der kirchlichen Bibel und den Heiligengeschichten. Aber man fühlt, wie diese oft nur Vorwand für Beobachtungen des Auges innerhalb der wirklichen Umwelt abgeben, die den eigentlichen Ausgangspunkt der künstlerischen Schöpfung bedeuten. Die volle malerische Entwicklung setzt so recht erst mit dem 15. Jahrhundert ein, von dem ab die den Beobachtungen des Auges gemäße Lehre der Raumverkürzung (Perspektive) Allgemeingut wird, während die früheren Zeiten durch ungleiche Größe der Gestalten nicht Vordergrund oder Hintergrund, sondern gewissermaßen eine himmlische Hofrangordnung zum Ausdruck bringt.

Die Meister der Werke aus dem 13. und 14. Jahrhundert sind fast immer unbekannt. Es gab damals offenbar noch keinen Künstlerehrgeiz, der die Person zur Sache stellte. Dem Werke selbstlos gedient zu haben, war höchstes Streben. Selbst vom Beginn des 15. Jahrhunderts an stellen sich die Namen erst spärlich ein, so daß sich die Kunstgeschichte mit halberfundenen Namen oder ganz freien Bezeichnungen wie Meister Bertram, Meister Franke oder gar dem Meister des Marienlebens u. dgl. behelfen mußte.

Hier verlassen wir schon das Gebiet des eigentlichen Mittelalters und betreten einen Zeitraum, in dem die Geschichte den Anbruch der „Neuzeit" sieht. Die auf ihrer Schwelle stehenden Künstler können in unserer Betrachtung nicht mehr einbezogen werden.



Ringkämpfer zur Wikingerzeit — Germanischer Schiläufer der Bronzezeit

Aus der Geschichte der Bewegung

Gerd Rühle:

Das Ringen gegen die Bolschewisierung des geistigen Lebens

Im Maiheft war an dieser Stelle der Weg der nationalsozialistischen Bewegung vom Verbot bis zur Neugründung der Partei und ihr Ringen gegen den übermächtigen gegnerischen Terror geschildert worden. Neben den staatlichen Verbots- und Zwangsmaßnahmen war in immer furchtbarerem Ausmaße der rote Terror gegen die nationalsozialistische Erneuerungsbewegung aufgestanden. Die bolschewistischen Mordbanden, die den neuen deutschen Lebenswillen bereits in seinen Anfängen in Blut zu ersticken versuchten, waren aber letzten Endes nur ein äußeres Symptom der viel tiefer gehenden geistigen Bolschewisierung des deutschen Volkes, die bereits erschreckende Ausmaße angenommen hatte. Die dem marxistischen Bolschewismus zugrunde liegende Verneinung des Lebens, Auflösung aller Begriffe, Vernichtung aller Bindungen – die Negation von Familie und Volk, Vaterland und Gott –, die Zersetzung aller Lebensenergien der Nation war schon derart weit vorgeschritten, daß Bolschewismus und Judentum bereits den sicheren Sieg in ihren Händen zu halten glaubten. Als der Nationalsozialismus den Kampf mit dieser Verpestung des gesamten öffentlichen und kulturellen Lebens aufnahm, wurde er in weitesten Kreisen nicht verstanden, vor allem nicht in den „tonangebenden". In der „guten Gesellschaft", den „oberen Zehntausend" jener Tage, in ihren Salons und Zirkeln waren die Juden tonangebend. Bei den Teenachmittagen der Familie Mendelssohn oder der Frau Käthe Stresemann (geb. Kleefeld), bei „Wohltätigkeitsfesten" jüdischer Börsengauner und Premieren bolschewistischer Expressionisten wurde dem deutschen Bürger vor Augen geführt, was wahre Kultur sei. Das intellektuelle Bürgertum bezog seine kulturellen Erkenntnisse aus der vom Juden Haas herausgegebenen Zeitschrift „Literarische Welt" – die ihrerseits wiederum dem Kommunismus diente, indem sie ihn mit ästhetisch entzückten Augen bewunderte. Bei der Aufführung kommunistischer Hetzdramen standen die kostbarsten und teuersten Luxuslimousinen in langen Reihen vor den Theatern, und man wurde an die Jahre vor 1789 erinnert, da in Frankreich eine dekadente Aristokratie in ihren ästhetischen Salons für Voltaire, Diderot, Rousseau schwärmte und sich mit den Ideen die Zeit vertrieb, die kurz danach gerade ihr und ihrem Regime den Kopf kosteten und Frankreich in ein blutiges Chaos stürzten. – Als in dem Deutschland nach 1918 der sowjetrussische Film „Potemkin" über die Leinwand rollte und demonstrierte, wie die „Bourgeoisie" abgeschlachtet, Offiziere zertreten und ertränkt werden, gerieten im Zuschauerraum die Herren im Frack und die Damen in kostbaren Garderoben in verzückte Begeisterung über dieses filmische Kunstwerk. Als der Kommunist Piskator das Stück des Juden Toller „Hoppla, wir leben!" aufführte, das zur Vernichtung der „Bourgeoisie" aufrief, wußte sich das schwerreiche Kurfürstendamm-publikum vor Begeisterung nicht zu lassen. Die

dekadente Gesellschaft erwärmte sich am bolschewistischen Blutrausch. Das waren untrügliche Symptome der vor der Tür stehenden Katastrophe.

Die Umkehrung aller Begriffe war proklamiert worden — und auch außerhalb der politischen Ebene fanden Mord und Verbrechen ihre literarische Verherrlichung — angefangen von den blödsinnigen Verbrecheropern des jüdischen „Dichters" Brecht und des jüdischen „Komponisten" Weill (wie z. B. „Mahagonny" und „Dreigroschenoper") bis zu dem Bühnenstück „Mörder für uns", in dem das Verbrechen des jüdischen Eisenbahnmörders Schlesinger glorifiziert wurde. Die meisten unter uns werden sich noch der grauenhaften Katastrophe erinnern: Bei Leiferde (Hannover) löste der verbrecherische Judenjunge Schlesinger die Eisenbahnschienen und brachte damit einen Schnellzug zum Entgleisen. In der blutigen Katastrophe fanden 21 Menschen einen qualvollen Tod. Die Empörung der jüdischen Presse jedoch richtete sich keineswegs gegen den Schuft Schlesinger, sondern gegen die Justiz, die dieses arme „Opfer" des Staates und der Gesellschaft verurteilen wollte. Und dann wurde Schlesinger auch noch zum idealisierten „Helden" eines Bühnenstückes, das im Jahre 1927 in Mannheim seine Uraufführung erlebte. Und diesen organisierten Wahnwitz ließ sich Deutschland damals gefallen!

Daß das Judentum in Presse und Parlament alles daransetzte, die Todesstrafe zu beseitigen und jeden zum Tode verurteilten Mörder vor dem Fallbeil zu retten, versteht sich. Daß die nichtjüdischen „Intellektuellen" sich nicht zur Wehr setzten, sondern begeistert in das jüdische Horn stießen, war ein Symptom jener vergifteten und verfaulten Epoche. Daß das Verbrechertum aller Spielarten in seinen Ringvereinen unangetastet organisiert sein konnte, war eine Selbstverständlichkeit, und daß sich diese Ringvereine durchaus der gesellschaftlichen Achtung erfreuten — bei dieser „Gesellschaft" nicht weiter verwunderlich. Und die „angesehensten" Rechtsanwälte Berlins, die Juden Alsberg und Frey, arbeiteten als bezahlte Vertreter dieser Organisationen des Verbrechertums.

Das fiel in den „gesellschaftlichen" Kreisen schon deshalb nicht weiter auf, weil in ihnen ja auch jüdische Hochstapler die angesehensten Persönlichkeiten waren — wie die Herren Kutisker, Barmat, Sklarek usw., die das deutsche Volk um Millionen betrogen und mit denen gleichzeitig hohe und höchste Würdenträger des Staates freundschaftlich verkehrten und sich von ihnen bestechen ließen. Dem Gestank der von Zeit zu Zeit ausbrechenden Skandale wurde durch luxuriöse Feste entgegengewirkt. Das war der „Geist" der „oberen Zehntausend". Ihre Dichter waren danach. Aber auch das störte wenig. Als z. B. der expressionistische Stückeschreiber Georg Kaiser Gemälde stahl und daher wegen Diebstahls verurteilt wurde, bezeichnete der Jude Bruno Frank in einem Artikel (in den „Münchener Neuesten Nachrichten") dies als die „unwesentliche Ausschreitung einer bedeutenden Seele" und erklärte, ihm hätten diese Straftaten „nicht im mindesten geschadet" — was übrigens in jener verkommenen Zeit leider Tatsache war.

Fragen der Moral waren abgetan, „gut" und „böse" nur noch „Farbunterschiede". Und die schweinischen Stücke des Halbjuden Zuckmaier taten das ihrige, um jedes Schamgefühl abzutöten. Insbesondere aber alle Perversitäten erfreuten sich der besonderen Liebe und Pflege der „Kulturträger" jener Zeit. Homosexuelle Männer und lesbische Frauen hatten ihre eigenen Organisationen, ihre Presse, ihre Veranstaltungen — und der Rechtsausschuß des Reichstags forderte die Aufhebung des § 175! Der jüdische Professor Magnus Hirschfeld schrieb dicke „wissenschaftliche" Bücher über sämtliche Perversitäten zur freien Nachahmung. Der tiefere Sinn dieser jüdischen Volkszerstörung wird klar, wenn man sich z. B. daran erinnert, daß der Jude Arthur Landsberger einmal das Volk mit einem Riesenkörper verglich und dann schrieb: „Wer die Unterleibsfunktionen dieses Körpers reguliert, hat Einfluß auf den ganzen Körper, hat Gewalt über ihn."

Aus zahllosen Kloaken ergoß sich der Schmutz über das deutsche Volk, um die letzten Hemmungen wegzuspülen. Die „Dichtkunst" jener Zeit bewegte sich zwischen Verbrecherkaschemme und Bordell — ihre schwülstige Erotik steigerte sich bei den ganz „Modernen" zu völlig unver-

ständlichem Wortsalat. Als typischer Fall sei hier an die Gedichte der Jüdin Else Lasker-Schüler erinnert. Welche Idiotien damals auf das Volk losgelassen wurden, ist heute kaum noch vorstellbar. All diese expressionistischen und dadaistischen Dichtereien mit „urbeseeltem Lichtgeschluchze", „luftverbrannten Spiegelfetzen" und sonstigem hirnverbrannten Quatsch wurden als „Literatur" angepriesen und achtungsvoll in literarischen Zeitschriften gewürdigt. Gedichte, in denen z. B. behauptet wird, daß „der Sonne Heringstonne schaukelt grau in der Blutlache des Monds", galten als Sprachschönheiten. Übrigens hat der Herr, der diesen Irrsinn verbrochen hatte, im Jahre 1925 den Hauptmann-Preis für Dichtung erhalten! Er hieß Haringer und schrieb auch über Goethe (!), indem er ihn das „größte literarische Diebsreptil" nannte, seinen „Faust" als „blödsinniges Schullehrerversgeschnatter" bezeichnete und ihn schließlich mit dem Satz abtat: „Als ob dies uns heut noch was anging, mit was sich dies Idiotenreptil gelangweilt."

Das Treiben dieser Tollhäusler war aber vor allem deshalb so grauenhaft, weil die große Masse der Deutschen dies alles widerspruchslos hinnahm. Das „Kulturleben" war zum satanischen Narrenhaus geworden. An Stelle der Malerei war eine widerliche und völlig unverständliche Farbenkleckserei getreten. Expressionismus, Kubismus, Dadaismus und andere -ismen tobten sich auch hier aus. Die greulichen Porträts eines Kokoschka, der gemalte Unfug eines Juden Klee und anderer sollten dem geduldigen Publikum das „Seelenleben" des betreffenden Malers demonstrieren — wüster Unrat, den diese Juden in ihrer häßlichen Seele hätten besser versteckt lassen sollen. Der Wahnwitz machte vor keinem Gebiet halt. Der Architektur bemächtigte sich eine „neue Sachlichkeit", die in die deutsche Landschaft orientalische Wohnkisten setzte; denn das Haus sollte ja nicht mehr ein deutsches Heim sein, sondern eine „Maschine zum Wohnen"! Es sei an die grauenhaften flachen Wohnkisten des Frankfurter Stadtbaumeisters May erinnert (der dann nach Sowjetrußland verschwand), die im Volksmund nur als „Affenkästen" bekannt wurden, und an die entsetzlichen Bauten des „berühmten" „Bauhauses" (das zunächst in Weimar und später in Dessau seinen Sitz hatte). In der Bildhauerei traten an die Stelle edler menschlicher Gliedmaßen und Häupter unförmige Würste und Wasserköpfe, jüdisches Untermenschentum und perfide Schamlosigkeit. Man schämte sich nicht einmal, durch Kriegerdenkmäler in diesem Stil das Andenken unserer Gefallenen zu beschmutzen, was z. B. im Falle des Düsseldorfer Soldatendenkmals eines Herrn Rübsam zu einem erheblichen Skandal führte.

Man zog im Gegenteil den Ruf des deutschen Soldaten in den Dreck, wo man nur konnte, um den Wehrwillen, den Willen zum Leben, im Volke zu vernichten, ihm sein Rückgrat zu brechen. Der dramenschreibende Dieb Georg Kaiser nannte die Soldaten „Verbrecher" und schrieb: „Verscheuche sie von den Plätzen — führe wie lichtscheues Gesindel sie durch Nebenstraßen im Morgengrauen, bevor das gute Volk zur Arbeit aufsteht — laß sie in Lumpen laufen — mit schwarzen Pestmarken — ein Abscheu für Kinder schon: rennt weg — ein Krieger!" Der Kommunist Piskator führte in Berlin das Stück eines Herrn Mehring mit dem Titel „Der Kaufmann von Berlin" auf, in dem ein Straßenkehrer mit den Worten „Dreck! Weg damit!" den Leichnam eines feldgrauen Soldaten wegfegt. Eine Flut von Gemeinheiten ergoß sich über den deutschen Soldaten, und der ganze infernalische Haß des Judentums wird offenbar, wenn man in einem Prozeßbericht der jüdischen Wochenschrift „Tribüne" (Jahrgang 1926) von jemand liest, er sei „**so bar jeden Menschentums, so verkommen und herzlos, wie eben nur ein deutscher Soldat sein kann**"! Das ist der gleiche Haß, wie er im sozialdemokratischen „Vorwärts" (Jahrgang 1924) zum Ausdruck kam, als er den Generalfeldmarschall von Hindenburg mit dem viehischen Massenmörder Haarmann auf eine Stufe stellte.

Lange Jahre stand das deutsche Volk unter dem fast ausschließlichen Einfluß dieser hemmungslos gemeinen Propaganda. Die Kriegsdienstverweigerung wurde zum ethischen Postulat erhoben, der schmutzigste Landesverrat, der täglich in allen Spielarten getrieben wurde, als

edle Menschlichkeit gefeiert. Das Buch des Schmierfinken Remarque „Im Westen nichts Neues", das die Ehre und das Andenken des deutschen Frontkämpfers aufs schmählichste besudelte, brachte es in dem Deutschland jener Jahre zur höchsten Auflage aller Bücher (!!) — ein bezeichnendes Symptom des allgemeinen moralischen Zusammenbruchs. Ähnlich hohe Auflagen erlebten die kitschigen Bücher des Juden Emil Ludwig (sein Vater hieß noch Cohn), der über Wilhelm II., Bismarck, Napoleon und Christus unverantwortlichen Unsinn schrieb und damit sehr reich werden konnte.

Man betrachtete es damals als vordringliche Aufgabe, alles Große herabzuziehen, alle Ideale zu zertrümmern. Nur ein feiges Volk wird sich auf die Dauer eine jüdische Diktatur gefallen lassen — und darum erklärte einer der „Führer" der blutigen bolschewistischen Räteherrschaft in München, der jüdische „Dichter" Toller: „Es gibt kein dümmeres Ideal als das Ideal des Helden!"

An die Stelle von Gott und Vaterland setzten die bolschewistischen Intellektuellen Freßlust und Feigheit. Gotteslästerungen gehörten zum täglichen Brot jener „Kulturepoche" — als eines der zahllosen Beispiele sei hier nur Walter Hasenclevers Komödie „Ehen werden im Himmel geschlossen" genannt. Und man soll es uns nicht verargen, wenn wir jene streitbaren Theologen beider Konfessionen, die sich im Kirchenstreit oder sonstwo bemüßigt fühlen, das Christentum heute gegen erfundene Angriffe zu verteidigen, ausschließlich komisch finden. Angesichts der täglichen unflätigen Gotteslästerung jener Jahre waren sie nämlich auffallend still gewesen. Diejenigen aber, die sich damals der atheistischen Flut entgegenwarfen, waren wir Nationalsozialisten.

Damals waren nämlich wirkliche Gefahren zu bekämpfen. Nicht vergessen sei die planmäßige atheistische Vergiftung der Jugend durch marxistische Jugendweihen. In einem eigens für solche „Weihe" geschaffenen Gedicht heißt es: „Sohn, den ich in Sünde und Ekel gezeugt, — den deine Mutter mit Abscheu gesäugt, — grausam kamst du und ungebeten, — ich hab' dich geschlagen und getreten, — ich hab' dich gequält und hab' dich gestoßen, — heut trittst du ein in die Reihe der Großen!" Eine feine Generation mußte das werden, eine Jugend, die derart erzogen wurde — gerade so, wie sie sich der jüdische Bolschewismus wünschte: ohne Bindungen und ohne Hemmungen! Und nur ja kein Nationalbewußtsein! Einer der bekanntesten „Jugenderzieher" jener Zeit, ein Herr Siegfried Kawerau, führte lebhaft Beschwerde darüber, daß in den Lesebüchern immer noch nicht die deutsche Schuld am Weltkrieg festgestellt werde.

Die geistige Bolschewisierung des deutschen Volkes mußte zwangsläufig den Tod des Gesunden und die Ausbreitung des Krankhaften zur Folge haben. Das Volk lag im Sterben, seelisch und auch körperlich: Die Geburtenzahl fiel rapide, wie der jüdische Staatssekretär Hirsch im Jahre 1928 mit Befriedigung im „Berliner Tageblatt" feststellte, um eventuelle französische Besorgnisse auszuräumen. Dafür sorgte schon die ungehemmte jüdische Propaganda für die Abtreibung (auf einem Kongreß jener Jahre wurde festgestellt, daß in Deutschland jährlich etwa eine Million Abtreibungen durchgeführt würden!), die sowohl in „wissenschaftlicher" wie in „künstlerischer" Form (z. B. in dem Theaterstück „Zyankali" des Juden Dr. Wolf) auf die deutschen Frauen losgelassen wurde.

Und alles, was krank, pervers und gemein war, verbreitete sich unheimlich — auf allen Gebieten des Lebens — und demonstrierte sich politisch in der anschwellenden bolschewistischen Flut, die mit Lüge und Mord die Bewegung Adolf Hitlers, den Gegner des Verfalls, zu vernichten suchte. Adolf Hitler und seine kleine Gefolgschaft — das war das Deutschland der Ehre und des Mutes, der Treue und der Sauberkeit — im Kampfe mit den damals übermächtigen Kräften der bolschewistischen Fäulnis — umtobt von einer verhetzten Masse, der die jüdische Lüge die Hirne vernebelt, die jüdische Jazzmusik die Sinne betäubt hatte.

Auf dem Gebiete der Musik herrschten „atonale" Mißklänge und negroider Mischmasch. Die Oper „Jonny spielt auf" des Juden Krenek, die den Sieg der schwarzen Rasse über Europa verherrlichte und der widerlichsten Rassenverpanschung dienen



nburg
l (936)
Bildstelle

Rathaus und St. Nicolai in Stralsund
Frühgotischer Ziegelbau des 14. Jahrh.
Aufn.: Hegewald



„Adam"
von Tilmann Riemenschneider
Aufn.: Rolf Kellner

Bernwardstür
am Hildesheimer Dom
(1115 eingesetzt, Anfänge der Reliefkunst)
links: 8 Szenen aus der Geschichte der ersten Menschen, rechts: 8 Szenen aus der Geschichte Jesu
Aufn.: Staatl. Bildstelle

Kamm in Elfenbeinplastik
(Metzer Schule, 14. Jahrh.)
Aufn.: Dr. Stoedtner



sollte, ging in einem Siegeszug über zahlreiche deutsche Bühnen.

Das Rassebewußtsein als gefährlichstes Hemmnis für den jüdischen Bolschewismus sollte mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Und wenn man damals auf den Antisemitismus, das sichtbare Zeichen der gesunden Kräfte im Volke, zu sprechen kam, dann gerieten die „Gebildeten" jener Epoche, die Börsenmagnaten und Marxistenführer, die Literaturpäpste und „Künstler", in hysterische Wut. Der Judenknecht Heinrich Mann erklärte: „Der Nationalismus ist samt seiner antisemitischen Ergänzung geistig längst erledigt." Der „Verein zur Abwehr des Antisemitismus" bezeichnete die Judengegnerschaft als Barbarei und Kulturschande. Die „Politiker" stellten fest, daß „die Hetze gegen das Judentum in Wahrheit eine Hetze gegen Reich und Staat" sei. Jüdische und judenhörige „Wissenschaftler" erklärten die Rassenvermischung zur Grundlage des Genies (!), und ein Rektor der Münchener Universität nannte die Rassenfrage „eine Menagerieangelegenheit".

Mit der so geschaffenen „öffentlichen Meinung" hatte man einen Wall errichtet, in dessen Schutz man ungestört die jüdische Bolschewisierung zu Ende führen wollte. Und in der Tat gelang es lange Zeit, die Masse des deutschen Volkes unter dem Einfluß dieser Stichworte zu halten. Die erschütternde Instinktlosigkeit der erdrückenden Mehrzahl der deutschen Volksgenossen gegenüber der hereinbrechenden Katastrophe machte es den Mächten des Untergangs leicht. Und es mutet schon heute wie ein Wunder an, daß die kleine nationalsozialistische Bewegung, die von Adolf Hitler im Jahre 1925 neu gegründet worden war und sich nun unter seiner Führung der heranbrausenden bolschewistischen Flut an allen Fronten entgegenwarf, letzten Endes der Sieger blieb. Dieses Wunder ist nur zu verstehen durch die gewaltige menschliche Kraft Adolf Hitlers, die auf seine Mitkämpfer ausstrahlte, und schließlich auch durch die Tatsache, daß das deutsche Volk in seinem Kern gesund war. Die nationalsozialistischen Redner der Kampfzeit — aus allen Schichten des schaffenden Volkes — mußten ungeschult antreten gegen die reichen und mit allen Kampfmitteln bestens versorgten politischen Parteien, gegen den kulturellen Verfall, destruktive Weltanschauungen und pseudowissenschaftliche Kanonen. Aus der Kraft ihrer Treue zum Führer und ihres Glaubens an Deutschland mußten sie den Kampf gegen zahlreiche geistige Strömungen des Verfalls aufnehmen, sich in großen und kleinen, blutigen und schweigend ablehnenden Versammlungen täglich erneut mit politischen, kulturellen, wissenschaftlichen und philosophischen „Problemen" herumschlagen und einer völlig verwirrten und gefährlich irregeleiteten aufgehetzten Bevölkerung ein entschlossenes „Halt!" zurufen — immer ein Ziel vor Augen: Niederringung der bolschewistischen Pest, die bereits in alle Schichten der Nation eingedrungen war.

Angesichts des geistigen Verfalls auf allen Gebieten wird auch der Sinn des von Alfred Rosenberg im Jahre 1927 gegründeten „Kampfbundes für deutsche Kultur" klar: Erhaltung der kulturellen Güter des Deutschtums in einer Zeit des grauenhaftesten kulturellen Niedergangs.

Weder der brutale Mordterror noch die gesellschaftliche Ächtung, weder „wissenschaftliche" Tiraden noch der Hohn der „Geistigen" brachten den nationalsozialistischen Kampfredner zum Schweigen. Der Ruf „Deutschland, erwache!" tönte allen in die Ohren — und endlich erwachten sie — erst wenige, dann immer mehr. Der Bolschewisierungsprozeß wurde zum Stillstand gebracht und schließlich zum Rückzug gezwungen. Unter nationalsozialistischer Führung begann das Volk, gegen den schamlosen Remarque-Film „Im Westen nichts Neues" ebenso Sturm zu laufen wie gegen die politische Entehrung und Versklavung der Nation. Adolf Hitler gewann sein Volk. Die nationalsozialistische Sturmflut setzte ein und zerbrach im Jahre 1933 den Bolschewismus aller Schattierungen. Und vielleicht werden erst kommende Jahrhunderte und Jahrtausende die gewaltige welthistorische und gleichzeitig auch geistesgeschichtliche Bedeutung dieses Ereignisses in ihrem vollen Ausmaße erkennen können.

Fragekasten

Pg. O. B., Lindau.

Kann dem wegen Erkrankung aus dem Bewegungsamt ausgeschiedenen Politischen Leiter das Weitertragen der Uniform gestattet werden?

Hierüber sind die Bestimmungen noch in Arbeit. Wenn Sie jedoch körperlich in der Lage sind, Uniform tragen zu können, dürfte es u. E. auch noch möglich sein, ein Ihre Krankheit berücksichtigendes Verwaltungsamt in der Bewegung zu übernehmen, und die Frage so also positiv zu lösen.

Mehrere Anfragen: Familien und Ahnenforschung.

Berufssippenforscher weist gegen Beifügung des Rückportos nach: die Reichsgeschäftsführung der „Vereinigung der Berufssippenforscher e. V.", Berlin NW. 7, Schiffbauerdamm 26. Ein Hilfsorgan ist die Zeitschrift „Familie, Sippe, Volk", Verlag für Standesamtswesen GmbH., Berlin SW. 61, Gitschiner Straße 109.

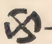
Dr. P. D., Berlin.

Ist eine Geburtensteigerung nicht eine Bedrohung des künftigen Arbeitsmarktes?

Im Gegenteil! Die Erwerbslosigkeit ist eine zwangsläufige Folge des Geburtenrückganges! Heute fehlt der deutschen Volkswirtschaft im Produktionsprozeß die Bedarfsdeckung für nicht weniger als 13 Millionen seit 1914 Ungeborene! Wenn dagegen ein Volk zunimmt, wächst der Bedarf und so auch die Zahl der Arbeitsplätze bzw. Erwerbsmöglichkeiten. Es ist ein höchst verhängnisvoller liberalistischer Irrtum, die Geburtenzahl abhängig zu halten von der Wirtschaftslage.

Pg. F. F., Lübeck.

Sie dürfen als Parteigenosse das Parteiabzeichen und als Politischer Leiter auch das Hoheitsabzeichen (Anstecknadel) am Anzug bzw. an der Uniform tragen, Sie dürfen aber an der Dienstmütze einer privaten Gesellschaft selbstverständlich kein Hoheitszeichen tragen. Mit demselben Recht könnten das dann auch uniformierte Angestellte jedes anderen Privat-Unternehmens, z. B. Hotels, Kaufhäuser, Wach- und Schließgesellschaften.



Das deutsche Buch

Hanns Froembgen:

„Kamal Atatürk." Soldat und Führer.

Frankische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1935. 222 Seiten, 14 Bilder und 1 Karte. 5,20 RM.

Ghasi Kamal Atatürk, unüberwindlicher Sieger und Vater der Türken ..., man muß das packende Werk von Froembgen gelesen haben, um zu verstehen, wie ernst es einem in höchster Not erwachten Volkstum mit dieser stolzen Herausstellung seines Führers ist. Je mehr wir fremdes Volkstum so würdigen wollen, wie wir Achtung von dem eigenen fordern, um so eingehender wollen wir beide in ihrer Eigenart kennen und verstehen lernen. Dafür sind nicht Zahlen, sondern Männer das beste Hilfsmittel für den, der nicht reisen kann. Eine Weltanschauung, die ihre Grundlagen in der Persönlichkeit sieht, wird sich auch nie darauf beschränken, dieses „höchste Glück der Erdenkinder" nur innerhalb der Grenzen des eigenen Volkes zu würdigen. Und gerade wir dürfen Zeugen einer Zeit sein, die sich überall bis auf immer mehr auffallende Ausnahmen in wachsendem Maße loslöst von der verhängnisvollen Persönlichkeitsfeindlichkeit der liberalistischen Epoche. So werden wir im Dritten Reich die außerordentlichen Erfolge der durch entschlossenes Führertum und opferbereites Volkstum zum modernen Führerstaat aufgestiegenen Türkei besonders verstehen. Diese Erfolge sind die Leistungen des Ghasi, in dessen „stahlfarbenen Augen die biegsame Stärke und der rücksichtslose Selbstbehauptungswille des turanischen Grauwolfs blickt".

Froembgens Werk wird der Größe dieses Mannes in vollem Maße gerecht, und es verdient besondere Erwähnung, daß der Verfasser hierbei nicht vergessen hat, das stille Heldentum der unbekannten Mutter eines großen Revolutionärs treffend mitzuzeichnen.

Charles de Coster:

„Tyll Ulenspiegel und Lamme Goedzak." Ein Kampf um Flanderns Freiheit.

Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1936. 64.–75. Tausend, 523 Seiten. 3,50 RM.

Wer gerade jetzt in der Sommerfreizeit nach einem Lesestoff sucht, der anregend unterhalten und zugleich weltanschauliche Erkenntnisse an historischen Bildern erweitern soll, dem kann dieses berühmte Werk aus dem niederdeutschen Volkstum empfohlen werden. Niederdeutsch-germanische „Sinnenlust und Seelenleid lachen und weinen" hier und lassen das Buch zur „künstlerischen Form für die Seele des vlämischen Volkes" werden, wie Hermann Löns vom „Tyl Ulenspiegel" schrieb. Man hat das Werk ernsthaft mit dem „Faust" verglichen, und noch immer vermittelt es neuen Zeiten auch neue Eindrücke. Bezeichnend ist, daß seine schlichte Größe erst nach der trefflichen Verdeutschung im Jahre 1919 voll erkannt wurde und das Werk dann erst über seine Erfolge im Reich sich die Welt zu erobern begann. Und dieser Erfolg ist noch immer auszubauen, denn der gegenüber seinem historischen Vorbild um zwei Jahrhunderte verjüngte nordisch-flämische Ulenspiegel im Volksepos von de Coster führt uns zusammen mit seinem mehr ostischfälischen Begleiter Goedzak durch einen Weltanschauungskampf, der noch immer nicht entschieden ist und dessen Ziel und Losung auch weiterhin die gleiche Geltung für das nordische Volkstum behält: „Wir wollen nichts als die Erhaltung unserer Privilegien, einen redlichen und gesicherten Frieden, eine maßvolle Freiheit, sonderlich in Betracht der Religion, die vornehmlich Gott und das Gewissen betrifft..."

Erwin Bälz:

„Über die Todesverachtung der Japaner"

J. Engelhorns Nachf., Stuttgart 1936 — 46 Seiten. Preis 1,— RM.

Wen es an Zeit und Mitteln fehlt, sich eingehender als die Tagespresse dies ermöglicht, mit dem regsamsten Volk des Fernen Ostens zu beschäftigen, dann sei diese kleine aber anregungsreiche Broschüre eines klugen und intimen langjährigen Beobachters japanischer Verhältnisse empfohlen. Man bekommt an Hand dieser vom Sohn des verstorbenen Verfassers herausgebrachten Schrift einen sehr eindeutigen Begriff davon, daß die „japanische Frage" keineswegs eine rein wirtschaftliche oder bestenfalls noch militärische Angelegenheit ist, wie oberflächliche Betrachter noch heute zu behaupten wagen. Generalmajor a. D. Prof. Haushofer - München bezeichnet das Büchlein als „kostbaren Splitter aus einem leider nicht zum Abschluß der Zusammenfassung gebrachten Nachlaß, an dem jedes Stück geretteten Werkstoffs eine Kostbarkeit ist."

Dr. Wilhelm Stuckart und Dr. Wilhelm Albrecht, Berlin:

„Neues Staatsrecht"

Schaeffers Neugestaltung von Recht und Wirtschaft, Heft 13/1. 7. umgearbeitete Auflage, 114 Seiten, Ladenpreis 2,40 RM.

Dr. W. Herschel, Berlin:

„Neues Arbeitsrecht"

insbesondere das Gesetz zur Ordnung der Nationalen Arbeit. 3. durchgesehene und ergänzte Auflage, Ladenpreis 1,80 RM., 86 Seiten.

Dr. jur. A. Oehler:

„Soziale Versicherung"

Band 27. 11.—12. ergänzte und durchgesehene Auflage, Ladenpreis 2,40 RM., 97 Seiten.

Wir haben an dieser Stelle schon früher einmal auf die Werke der von Oberlandesgerichtsrat i. R. C. Schaeffer herausgegebenen Schriftreihe „Neugestaltung von Recht und Wirtschaft" hingewiesen und betont, daß es sich hier durch die bekannte Darstellungsart dieser Schriften um ein wertvolles Informationsmittel handelt, das all denen, die über Aufbau und Organisation des Reiches und seiner öffentlich-rechtlichen Einrichtungen zuverlässige Unterrichtung brauchen, ein Helfer ist. Das hier erstgenannte Werk ist in seiner 7. Auflage durch das schnelle Tempo der neuen Staatsentwicklung weitgehend umgestaltet worden. Der Name Stuckart sagt im übrigen genug, um an dieser Stelle weitere Einzelheiten über das Werk sparen zu können.

Daß die Erfassung des neuen Arbeitsrechtes einen zuverlässigen, immer handgreiflichen Berater für alle damit Beschäftigten notwendig macht, wissen diese selber am besten. Die vorliegende Schrift beansprucht, eine erste zusammenhängende Darstellung des nationalsozialistischen Arbeitsrechts gegeben zu haben.

Das Thema Sozialversicherung ist in dem zuletzt genannten Buch als Kern der zahlreichen neuen Verordnungen und umfangreichen Gesetze bearbeitet worden. Das Buch will zuverlässiger Führer durch die Vielheit der Bestimmungen über die Sozialversicherung sein.

Hans Kunis:

„Wildenberg, die Gralsburg im Odenwald"

Mit 66 Abbildungen, 64 Seiten, in Halbleinen 3,— RM.

Kurt Rieger:

„Die Grenzburgen im Nordgau"

Mit 45 Abbildungen, 92 Seiten, in Halbleinen 2,50 RM.

Walter Holtz:

„Die Walterich-Kapelle zu Murrhardt"

Mit 22 Abbildungen, 52 Seiten, in Halbleinen 1,90 RM.

„Unbekanntes Deutschland"

Verlag Moritz Schäfer, Leipzig.

Wer sich gerade in Anlehnung an das Hauptthema der beiden letzten Hefte der Schulungsbriefe eingehender mit dem Thema „Kunst im Mittelalter" beschäftigen will, ohne dickleibige akademische Wälzer bearbeiten zu können, der soll an diesen drei Bänden der neuen Buchreihe „Unbekanntes Deutschland" nicht vorübergehen. Es ist nicht gleichgültig, ob wir den Mittelpunkt der bekanntesten Dichtung des Mittelalters in Spanien suchen oder in dem Buch von Hans Kunis u. a. erfahren, daß die Burg Wildenberg im Odenwald der Gralsburg Montsalvat in Wolfram von Eschenbachs „Parzival" den Namen gab.

Es werden in dieser Buchreihe neben guten zahlreichen Bildern völlig neue Forschungsergebnisse dargelegt. So sind gerade diese beiden Bücher nicht nur kunstgeschichtlich, sondern auch nationalpolitisch bemerkenswert. Ebenso ist die Darstellung eines bisher fast unbekannten Kleinods deutscher Baukunst, der Walterich-Kapelle in Murrhardt, beachtlich, der die glänzende Vielgestaltigkeit der Hohenstaufenkunst des 13. Jahrhunderts sehr anschaulich und liebevoll behandelt.

Dr. Fritz Berber:

„Locarno." Eine Dokumentensammlung.

Herausgegeben vom Bearbeiter im Namen der deutschen Hochschule für Politik, Berlin, Institut für Auswärtige Politik, Hamburg.
Verlag: Junker und Dünnhaupt, Berlin. 1936. 408 Seiten. Geh. 6,50 RM., geb. 7,50 RM.

Durch ein von der Tagespresse schnell aufgegriffenes Vorwort Ribbentrops hat diese streng objektive und vollständige Dokumentensammlung sich die Öffentlichkeit sehr schnell erobert. Sie ist wichtig und beachtlich, weil der Führer den Locarno-Grundgedanken festgehalten hat mit der Erklärung der Bereitschaft Deutschlands zu einem neuen gerechten Friedensabkommen. Wer daher geistig gerüstet sein will für den Fortgang der Politik in Europa, wird in diesem zuverlässigen Sammelwerk einen guten Helfer haben.

Wolfgang Diewerge:

„Der Fall Gustloff"

Vorgeschichte und Hintergründe der Bluttat von Davos.
Verlag: Franz Eher Nachf., Berlin. 1936. 114 Seiten. Preis: 1,20 RM.

Der Führer selbst hat in seiner Rede am 12. Februar 1936 in Schwerin auf die außergewöhnlichen Umstände des Mordes an Gustloff hingewiesen und betont, „daß zum erstenmal der geistige Urheber selbst

zum Täter werden mußte". So wird nicht nur das kommende Verfahren unsere stärkste Anteilnahme beanspruchen, sondern auch der Fall als solcher muß mit einer Gewissenhaftigkeit beachtet und verfolgt werden, die der Abscheu über die Tat nicht nachsteht. Wir haben alle Ursache, diese Neidingstat des in Deutschland aus der Macht geschlagenen Weltjudentums in allen Einzelheiten kennenzulernen.

Es ist dem Pg. Diewerge zu danken, daß er mit seiner Schrift das Ziel erreicht hat, der Öffentlichkeit die Möglichkeit zu geben, auch die letzten Zusammenhänge und Hintergründe der internationalen Hetzarbeit in einem gewissenhaft zusammengestellten Tatsachenmaterial aufgedeckt zu sehen.

Germanen-Erbe

Monatsschrift für deutsche Vorgeschichte. Herausgeber: Prof. Dr. Hans Reinerth.

Amtliches Organ des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte und der Hauptstelle des Beauftragten des Führers zur Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP.

Curt Kabitzsch-Verlag, Leipzig C 1, Salomonstraße 18b. — Einzelheft 60 Pfg. — Vierteljährlicher Bezugspreis 1,80 RM., durch jede Buchhandlung oder vom Verlag zu beziehen.

Wenn es uns sonst nicht möglich ist, an dieser Stelle Zeitschriften zu besprechen, so soll schon diese Ausnahme die besondere Bedeutung erkennen lassen, welche dem neuen Organ der jungen deutschen Vorgeschichtswissenschaft zukommt, das nicht als „Fachblatt" für Fachleute und Spezialisten schlechthin, sondern ganz im Gegenteil, als Mittler des Vorzeitwissens eine Arbeitskameradschaft aller Volksgenossen begründen will, die bereit sind, einzutreten für die Größe unserer frühesten Geschichte und die Ehre unserer germanischen Vorfahren. Die Gelegenheiten und Möglichkeiten hierzu sind viel zahlreicher als man gewöhnlich annimmt. In welchem Maße das „Germanen-Erbe" seiner wichtigen Aufgabe, die auch die Schulungsbriefe seit Jahren eifrig verfolgt haben, gerecht wird, möge der in diesem Heft nur im Auszug gebrachte Artikel „Germanische Leibesübung" besser als alle noch so empfohlenen Werke zeigen.

Dr. Alfred Thoß:

„Heinrich I. — der Gründer des ersten deutschen Volksreiches."

Blut und Boden-Verlag, Goslar, 1936. 226 Seiten, geb. 4,50 RM.

Es wird Zeit, daß man dem deutschen Volke von diesem Führer-König etwas mehr zu wissen gibt, als lediglich die bekannte rührende Darstellung von dem König, der als „Herr Heinrich am Vogelherd" sitzt. In umfangreicher Forschungsarbeit hat Parteigenosse Thoß sich dieser Aufgabe unterzogen und sie mit Erfolg gelöst. Wir haben allen Anlaß, den Wert dieser Arbeit durch entsprechende Benutzung und Auswertung des Buches positiv anzuerkennen.

Werke von Gobineau in deutscher Sprache:

Verlag J. G. Lehmann, München. 120 Seiten, Preis: 3,80 RM.

Graf Gobineau:

„Die Bedeutung der Rasse im Leben der Völker"

Aus dem Französischen übertragen von Dr. Julius Schwabe.

*

Herausgegeben vom Verlag Philipp Reclam, jun., Leipzig.

„Siebengestirn"

464 Seiten, Preis: 2,15 RM.

„Alexander"

83 Seiten, Preis: brosch. 0,35 RM., geb. 0,75 RM.

„Frankreichs Schicksale"

200 Seiten, Preis: 2,15 RM.

„Die Tänzerin"

80 Seiten, Preis: brosch. 0,35 RM., geb. 0,75 RM.

„Asiatische Novellen"

232 Seiten, Preis: brosch. 0,75 RM., geb. 1,50 RM.

„Die Renaissance"

482 Seiten, Preis: 2,15 RM.

„Die Abenteuer des glückhaften Gefangenen"

Herausgegeben vom Hermann-Schaffstein-Verlag GmbH., Köln. 300 Seiten. Preis: 4,20 RM.

Bücher zu unseren Aufsätzen:

Paul Schultze-Naumburg:

„Die Kunst der Deutschen"

Ihr Wesen und ihre Werke.

Mit 160 Abbildungen und 3 Kunstbeilagen, 1934. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin.

*

H. Luckenbach:

„Kunst und Geschichte"

Zweiter Teil. Mit 278 Abbildungen, darunter sechs in Vierfarbendruck.

Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin 1927.

Auflage der Juli-Folge 1 275 000

Nachdruck, auch auszugsweise, nur m. Genehmigung d. Schriftl. Herausgeber: Der Reichsorganisationsleiter, Hauptschulungsamt. Hauptschriftleiter u. verantwortl. f. d. Gesamtinhalt: Franz H. Woweries, M.d.R., Berlin W 57, Potsdamer Str. 75. Fernruf B 7 Pallas 0012. Verlag: Zentralverlag der N.S.D.A.P. Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 Jäger 0022. Druck: M. Müller & Sohn K.G., Berlin SW 68.

DIE JUDEN IN DEUTSCHLAND

Herausgegeben vom Institut zum Studium der Judenfrage

Mit klaren, nüchternen Zahlen, mit vielen Zitaten aus jüdischen Geistesprodukten, mit mannigfaltigen Dokumenten aus Archiven, Gerichtsakten, Bibliotheken, wird hier der unumstößliche Beweis erbracht, daß das Judentum als Fremdstoff im deutschen Volkskörper gelebt und sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, in Politik und Wirtschaft, in Presse und Kultur, in einem bis heute kaum geahnten Ausmaß zersetzend betätigt hat: das aufsehenerregendste Werk über das Judentum! Jeder Parteigenosse muß es nicht nur lesen, sondern studieren — Wort für Wort, Zeile für Zeile . . .

KARTONIERT RM. 5,- / LEINEN RM. 6,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

ZENTRALVERLAG DER NSDAP.

FRANZ EHER NACHF. G. M. B. H., MÜNCHEN - BERLIN

Titelseite: Theoderichgrab bei Ravenna
Ein unter südlichem Einfluß (Rundbau gegenüber dem germanischen Rechteck-Vorhallenbau) geformtes Hünengrab. Unterer Umfang des runden Decksteins 34 Meter
Zeichnung: Professor Tobias Schwab



u Regensburg

Aufnahmen:
Staatl. Bildstell
O. Breuer-Cour
Theo Keller (1)

Innenblick im Ulmer Münsterturm

Kreuzgang im Kloster Walkenried (Wende 13./14. Jahrh.)